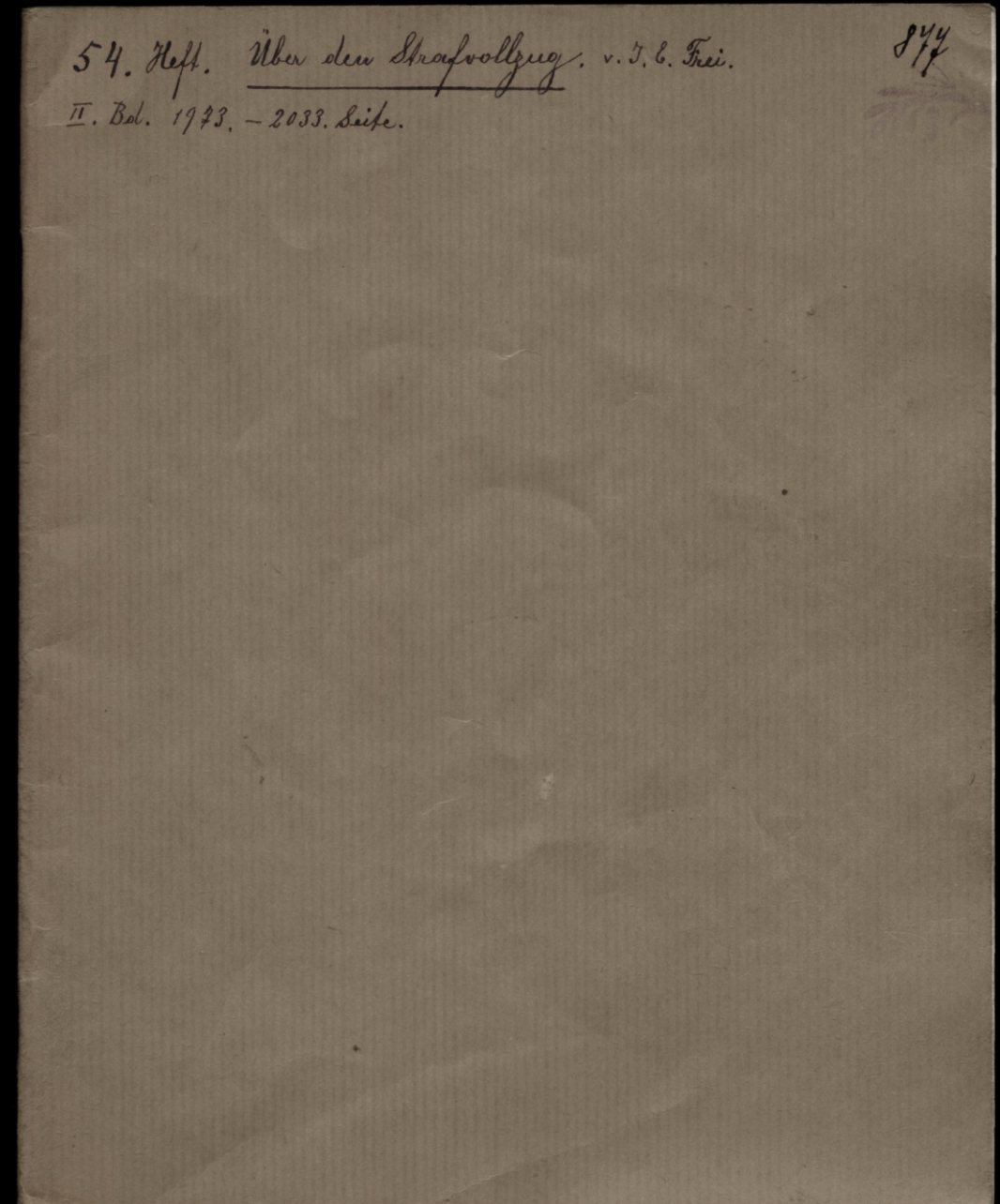


HOME

Heft 54

Inhalt:

- Fortsetzung des 37. Kapitels (Unser Empfang in Witzwil)
- Der erste Tag auf dem Felde
- Die Anstalt und ihre Höfe
- Die Gefangenen
- Das Glöcklein läutet
- Sonntag in Witzwil
- Monsieur Professor Knusoli
- Ein Zweikampf zwischen Meister und Sträfling
- Ein Grosstag im Heuet & der Ernte
- Mit Schwert & Sichel an der Broÿe
- Alpfahrt
- Der Einsturz von Neu-Witzwil



Fortsetzung des 37. Kapitels: (Unser Empfang in Witzwil)

Über diesem Raum befindet sich die "Wäscheküche". Wir entledigten uns unseren Kleider und ich sah mit Schrecken zu, wie dieser Oberaufseher mit den Kleidern meiner beiden Gefährten umging, die zuerst an die Reihe kamen. Er legte vor jedem den Rock, die gute Seite nach aussen, auf den polstschuressen, schmutzigen Boden, warf alles Übrige, bis auf die Schuhe, daraufhin, den Hut oben auf, dann schlug er die Vordertheile des Rockes zusammen um sie einzuknüpfen. Da dies jedoch nicht ging, weil die Röcke zu eng waren, kniete er einfach auf jedes Bündel hin, drückte es so zusammen, fasste beide Bündel, schlug sie über einander und verknüpfte sie.

Wie ich all das sah, erfasste mich eine grimmige Wuth über eine solche Gemeinheit. Die Hüte der beiden waren ja total zerquetscht, und die Röcke voll Schmutz. Ich trug noch einen fast neuen, hellen Anzug und einen ganz neuen, schwarzen, steifen Hut, den ich vor drei Wochen für 24 Frs. in Basel erstanden. Mir standen die Haare zu Berge, bei dem Gedanken, es könnte diesem auch so ergehen. Nein, das hielt ich dann doch für unmöglich, dass ein Decanter einer Anstalt so niederträchtig handeln konnte. Doch da ich jetzt zusehen musste, wie er auch meine Kleider auf dieselbe Weise misshandelte, schwand auch der letzte Rest einer Hoffnung auf Rettung meines Hutes. Selbst war aber auch meine Geduld zu Ende. Ich griff nach einem meiner Schuhe

und vorzuschliessen, falls das Unerhörte wirklich geschehen sollte, ihm den Absatz darauf ins Gesicht zu schlagen, dass er für immer davon denken musste. Indessen es ging auch meiner Melone um kein Haar besser. Und im nächsten Augenblick wäre Herr Leuba, wie er hiess, wohl ebenso geknickt dargelegen, wie mein Hieb, hätten nicht meine beiden Gefährten meine Absicht erkannt und im letzten Moment mich zurückgehalten. Aber ich sagte jetzt diesem gemeinen Kerl meine Meinung, derart und schwur ihm Vergeltung dafür, dass er das nie vergessen sollte.

Wie und auf welche Art es geschah, hören wir später.

Nach diesem kurzen Intermezzo kehrten wir zurück in das Hauptgebäude, jeder sein Kleiderbündel tragend und bestiegen dort den Dachboden, wo sich die Aufbewahrungsräume der Effekten der Gefangenen befanden. Hier öffnete er eine Truhe, warf unsere drei Bündel hinein, dann entzündete er im unteren Teil eine Stange Schwefel, schlug den Fickel zu, und damit war es um ein allfälliges Ungeschehen; aber auch um unsere Kleider! Diesen Augenblick konnte ich nie mehr tragen. Mir standen die hellen Tränen in Augen. Daraufhin öffnete er gleich nebenan einen Wandkasten und liess uns da Reihe nach hinein steigen, schloss die Thüre zu und verschwand. Es war tatsächlich ein Wandkasten, ohne jegliche Luftöffnung; nur eine kleine Bank, auf der wir eng aneinander gepresst sitzen konnten, befand sich darin. Hier sassen wir alle drei stumm im Finsternen und harrten weiterer Dinge. Erst nach etwa zehn Minuten, als der Lunge Fratz konstatierte, dass die Luft aussen um den Kasten rein sei, balbete sich wieder ein Gespräch an,

2
Ich wollte zuerst wissen, wer von den drei Herren auf dem Büro der Direktor sei, um meine Beschwerde gegen den gemeinen Oberaufseher anzubringen. Da lachten wir beide gleichzeitig ins Gesicht und sagten: „Das sieh ja alles numma Sträflinge!“ „Aber den Oberaufseher?“ sagte ich. „Der da ou!“

Himmelsglück! hätte ich das gewusst, er wäre meinem Schuhabsatz sicher nicht untrouen! Aber kommt Zeit - kommt Rat. Für die nächsten Minuten war ich sprachlos. Das konnte ja nett werden, wenn Gefangene so gegeneinander handeln konnten, ohne dass ein Direktor eingriff, denn beide rieten mir auch sofort ab, eine Beschwerde zu führen, da es ganz sicher nichts nütze. Und nun es gleich zu sagen: Sie hatten die Wahrheit gesprochen, denn alle diese Herrensträflinge waren Welsche, und für die hatte Kellershals senior eine besondere Vorliebe. Ein Deutschschweizer hätte bei ihm nie gegen einen Welschen aufkommen können.

Der grosse, schlauke Herr, den ich für den Direktor angesehen, war Monsieur Nicola, ein Genfer Bankier, der wegen 15 Millionen Betrug zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt war. Aber es verhielt sich doch nicht ganz so, wie meine Gefährten sagten; denn diese drei waren eigentlich heute keine Gefangenen mehr. Sie hatten $\frac{2}{3}$ ihrer Strafzeit verbüsst und waren dann begnadigt worden, respektive bedingt entlassen. Da sie aber während dieser Frist noch unter Aufsicht standen, so entschlossen sie sich, für diese Zeit auch noch in Witzwil zu bleiben, wo sie einen bezahlten Angestellten waren. Sie hatten also das volle Recht, ihre Privatkleider

zu tragen. Die anderen zwei waren, ein gewesener Genfer Staats-
rat und ein bekannter Berner Notar, die wegen gleicher Delikte zu
langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt waren. Ebenso Monsieur
Leuba, der jetzt den Oberaufscher spielte. Dieser aber war zur Zeit
noch wirklich Gefangener, und trug deshalb auch die Kleidung
der Gefangenen, und nur seine Kopfbedeckung schien eine Kon-
fession an sein Amt zu sein. Indessen, man nahm es in W.W. mit
solchen Dingen überhaupt nicht genau, wie wir bald sehen werden.

Monsieur Nicola und seine beiden Herren Kollegen waren
übrigens zu ihrer Ehre gesagt, durchaus ausräuchernd gegen die
Gefangenen und ich konnte konstataren, dass sie ihre Stellung
nie dazu benützten, anderen Schikane zu bereiten. Trotzdem war
gerade Monsieur Nicola eine viel — ja sogar die meist angefein-
dete Person in Witzwil. Das aber hatte seinen Grund darin, dass Nicola so-
zusagen der Sekretär des Direktors war, und als solcher war er auch der
Überbringer mancher Mißbotschaft an die Gefangenen. Deshalb entlud
sich aller Zorn und Hass, der eigentlich Vater Kellerhals galt, auf ihn,
und man schrie ihm die niedrigsten Dinge laut ins Gesicht. Da man
bezüglich ihn öffentlich, zur Vermehrung seiner gewissen Familie
in W.W. Beisitzungen zu haben, und Selbstmord — ich hörte nie,
dass dem irgendwie und wo wiederprochen wurde. Selbst in
den Nachbargemeinden von W.W. wurde von dem gesprochen.
Aber nicht nur das, sogar Angestellte der Spinnanstalt Zürich,
(Regensdorf) die nur einige Stunden auf Besuch in Witzwil waren,
hatte diese Mör erreicht, und sie fragten mich, ob das wahr sei,
oder ob ich dies für möglich halte. Doch ich persönlich halte diese

Sache als eine üble Ausgeburt des Hasses. Indess man wies mir 3
daraufhin, dass Monsieur Nicola eben doch ein sehr stattlicher Herr
sei von Bildung, mit feinen Manieren. Und da die Menschen fast
immer lieber das Schlechte, als das Gute von anderen glauben, so
ist es schwer, sie von ihrer Meinung abzubringen. Doch gerade weil
ich überzeuge bin, dass Monsieur Nicola ein sehr gebildeter Mann
war, halte ich ihn für dessen nicht fähig, und noch viel weniger
jener Frau, die damit in Verbindung gebracht wurde, die ich Ge-
genheit genug hatte persönlich kennen zu lernen, und deren Charak-
ter so etwas gänzlich ausschließt.

Monsieur Nikola war eben auch der Chef de Reception von
W.W. Er machte die Honours bei allen besuchenden Gästen die nach
dort kamen, denn Kellerhals sen. musste man unter Tages nicht
auf seinem Büro suchen wollen, der war vom Morgen früh bis
Abends spät in den Ställen anzutreffen oder ritt auf seinem
Schimmel über Wiesen und Äcker, um seine Anordnungen zu geben
und zu inspizieren. Ausserdem bringt es ja ein solcher Grossbetrieb
mit sich, dass ein Direktor viel Abwesend sein muss in Geschäften.
Zumal in jener Kriegszeit, wo er noch in verschiedenen Kommissio-
nen war, wo man seiner Erfahrungen bedurfte.

Wir hatten wohl einviertel Stunden diesem Thema ge-
wiedmet, als in unserem Kasten plötzlich ein Licht an der Tür
eingeschaltet wurde und das Klopfgeräusch von Geschirr hörbar war.
Kurz darauf wurde die Tür geöffnet, und Kessel mit köstlich
duftender Suppe heringestellt, nebst Teller und Löffel. Jeder konnte
nehmen, soviel er wollte. Es war wirklich eine vorzügliche Suppe,

bestehend aus Kartoffeln, grünen Erbsen, Rübli und gerösteten Zwiebeln, dabei strotzte sie vom Fett. Dazu erhielt jeder noch sieben schöne geschwellte Erdäpfel und 250 Gramm Brot. Es war eben, trotzdem wir schon im dritten Kriegsjahre standen, noch nichts rationiert. Mir schmeckte fast vor diesem Kaufen, doch meine Gefährten griffen zu, als hätten sie seit Wochen sich nie mehr satt essen können.

Nach circa einer halben Stunde wurden wir jeder einzeln der Reihe nach abgeholt. Mir wurde eine Zelle angewiesen im ersten Stock. Aber der Stallgeruch der darin herrschte, schlug mich im ersten Moment fast nieder. Wäre es nur Stallgeruch gewesen, den hätte ich wohl ertragen, aber die Luft, die mir hier entgegenströmte, kann man nur mit dem Wort verpestet nennen. Das war ein Raum, in dem ein Mensch gelebt, der wie ein Fenster geöffnet den ganzen Winter hindurch. Es roch nach Schweiß nassen, alten Kleidern und jenem penetranten Geruch, den Schuhe ausschränken, die mit ranzigem Fett eingerieben sind und noch einigen andern undefinierbaren Dämpfen. Ich schaukelte mich tatsächlich diese Zelle zu betreten, doch der Gefangene, der auf dieser Etage die Aufsicht führte und mich hergeführt hatte, versicherte mir, dass es in allen anderen Zellen auch nicht besser rieche.

Leider hatte er die Wahrheit gesprochen. Das Wort: "Ordnung" existierte im Lexikon von Witzwil nicht, wie wir an anderer Stelle noch öfters sehen werden. "Was war da zu machen?"

Ich riss das Fenster auf, trotz der Nachtkälte die herrschte, legte mich in die Betsche, um die ganze Nacht über dieses uralte Witzwil nachzudenken.

Der erste Tag auf dem Felde.

Entsprechend der Jahreszeit war der Morgenausschall jetzt noch um 6 Uhr. Eine halbe Stunde, um seine Zelle in Ordnung zu bringen und sich zu waschen, dann folgte das Frühstück, für das ebenfalls eine halbe Stunde Zeit gegeben wurde.

Ein Glockensignal ruft zum Arbeitsantritt, respektive zum Auftreten in dem langen Doppellhausgang, ebenerdig, sämtliche Gefangene, mit Ausnahme aller jener, die als Melker und Küher in den Stallungen zu tun haben, und die schon längst an der Arbeit sind, sowie der Küchenmannschaft, strömen nun von allen Seiten und Stockwerken hinab und sammeln sich da.

Auf einer Seite des Ganges stehen die Gefangenen, ihnen gegenüber die Meister und Aufseher. In Gruppen von 8-10 Mann sind sie den Meistern zugeteilt zur Arbeit. Und jeder Meister ist für diese, seine Gruppe verantwortlich den ganzen Tag, sowohl hinsichtlich ihrer Arbeitsleistung, als auch, dass alle ihm Anvertrauten, des Abends wieder den rechten Weg zurückfinden.

"Nicht immer eine leichte Sache."

Unmittelbar der Meister steht jetzt der Direktor oder einer von den drei Oberwachen. Dieser gibt jetzt jedem mit seiner Gruppe die Anweisung, wohin und zu welcher Art Arbeit er sich zu begeben hat. Je nach der Arbeit der Jahreszeit kommen zwanzig und mehr Gruppen an der gleichen Arbeitsstelle zum Einsatz, man sagt dann einfach das "Gros". Zugleich werden jetzt dem

Direktor allfällige Mächtigkeitsgefangene vorgeführt. Er wirft nur einen flüchtigen Blick auf den Vorgesetzten und ruft dann einem der Meister zu, Meier oder Kurz! „d' Ihr stömmet denn da da in Euer Gefasse nöck!“

Damit hat sich das Schicksal für den Hingekommenen vorläufig entschieden. Er fragt ihn kein Wort, weder wie er heiße, noch was er sei, oder was ihn hergeführt. Ob er Bankdirektor, Jureur, Notar oder Gemeinderat und Major in der Armee war, (denn sie alle waren da vertreten) für ihn ist er jetzt einfach ein Landarbeiter. Man fragt auch keinen, ob er gesund oder krank sei. Es gibt auch keine ärztliche Aufnahmeversuchung. Einen Arzt sah ich im Witzwil überhaupt nie, doch davon später!

Also auch ich wurde auf solche Weise eingereiht. Doch bis ich vorgestellt wurde, hatte ich Gelegenheit mir die Gesellschaft etwas anzusehen, unter der ich nun ein Jahr lang leben sollte.

Und beim Himmel! - Hätte ich nicht gemusst, dass die Fastnachtzeit schon vorüber war, ich hätte ruhig angenommen, dass diese ganze Kolonne von Gefangenen bereitstehe, um an der Fastnacht-Parade nach Bern zu marschieren, so grotesk waren sie gekleidet.

Es war einer, der einen schöbigen Tannenast um den Hals hing und eine foggenmütze auf dem Kopf nebst Wästenbinden aus einem Sticksack, auf denen man noch die Firma "Wändmüller Zürich" lesen konnte. Ein anderer trug über seinen Rock ein grünes gestricktes Tannen Bolero und einen Coler auf dem Kopf, und ein Dritter - Rette über seinen Rosen noch ein paar kurze Schweingerhosen an, dazu einen Tannjocker und einen

schwarzen Cylinder als Kopfbedeckung. Kurz, fast jeder besaß irgendeine solche Parität, und ich musste mich wohl fragen, was würde da ein Strafanstalt - Direktor von Zürich, St. Gallen oder anderswo sagen, wenn er diesen Anzug sähe! -

Oben endlich marschieren wir los, nachdem jeder noch beim Hinausgehen unter der Türe ein Stück Brot in Empfang genommen hatte. Zuerst ging es zum nebenan liegenden Werkzeugschopf, wo die für heute benötigten Hacken bereits in langer Reihe, in Bündeln bereit standen. Schon jetzt bot sich mir das Bild der Ordnungslosigkeit, die hier herrschte, denn alle stürmten, der eine den anderen überhaupend auf die Werkzeuge los. Die Ersten nahmen gleich solche ein Bündel von 5-6 Haken in ihren Arm, wenn die beste davon ausgelesen, die andere der folgte mochte es mit dem Rest ebenso. Man striff und raufte sich darum. Der Stärkere riss sie dem Schwächeren aus der Hand, wenn er sah, dass dieser eine bessere erwischt hatte, mit der Begründung:

"Was isch mi Hame, die ham ig scho gäng chor!" Und die Meister selbst machen es ihrerseits auch nicht anders.

Nun müssen sie die Leute ihrer Gefassen wieder aus allen Himmelsrichtungen zusammensuchen, wobei oft eine halbe Stunde vergeht, bis der ganze Zug von etwa 150 Mann und oft mehr zum Abendroth bereit dasteht.

Und dieses Schauspiel wiederholt sich alle Tage gleich, oft zweimal in Tage, wenn man zum Mittagessen nach Hause kömmt, was nicht immer der Fall ist. Ich hatte noch

ein Paar starbe Fäustlinge mitbekommen, denn ohne Handschuhe wären einem die Hände bei dieser Morgenkälte schon auf dem Weg zur Arbeit so starr geworden, dass man das Werkzeug nicht mehr hätte halten können.

Unser Weg führte heute Richtung Station Ins, der Heimat unseres grossen Bauernmalers, Albert Huber. Doch nach etwa einer Viertelstunde schwenkten wir rechts ab und stiegen den nach weiteren zehn Minuten Weges plötzlich vor einem immer grossen Ackerfeld, wo bereits vier Pflüge von je mit sechs Stieren bespannt, ihre langen Furchen zogen.

Hier sollten nun Kartoffeln angepflant werden. Wir waren heute 180 Mann stark auf diesem Acker gezogen und stellten uns nun der Reihe nach am Rand des Ackers auf. Jedem wurden zwei Furchen zugewiesen, die er nun mit seiner Hacke zu zerhacken hatte. Am Ende jeder Gruppe stand ein Reih- und Glied der betreffende Meister.

Die Arbeit begann. Da ich noch ein Neuling in diesem Beruf war, hatte ich mich neben den Meistern zu plazieren, da mich lebte, die Hacke richtig zu handhaben. Bald merke ich, wie in den einzelnen Gruppen ein Wettstreit entsteht, um voran die ersten zu sein. Aber nach einer halben Stunde ist es mit diesem Strenge bereits aus. Die lange gerade Linie beim Anfang, hat tiefe Einbuchtungen erhalten, und auch ich und mein Meister, sind wie in einer Case zurückgeblieben. Mir läuft der Schweiss jetzt schon über die Stirne, obwohl es bitterkalt ist und vom See her eine schorfe Bise weht, so dass mir die Hände ganz gefühllos und starrig werden.

Es schämt mich nur, der Letzte sein zu müssen und hole aus was ich nur kann, aber es langt trotzdem nicht mit den anderen in die Linie zu kommen. Indessen alle 10 Minuten, muss mehr oder minder jeder einmal wieder eine kleine Pause einschalten, um etwas auszurufen. Ich brachte nun, um die Köpfe dieser Pausen einzuschalten und es gelingt mir ganz wesentlich die Distanz meinen Kameraden zu kürzen. Die meisten Menschen sind links oder rechtsläufig, und können nur so arbeiten. Das kommt mir jetzt in den Sinn, da ich in der rechten Schulter einen unangenehmen Krampf bekomme, der mich zwingt stehen zu bleiben. Ich beschliesse, es nun auch einmal links zu probieren mit meinem Werkzeug. Und siehe da, - es geht ohne irgend eine Mühe. Diese Festschaltung macht mir Freude, und nun bringe ich es so weit, dass ich nicht einmal mehr den 4. Teil der Pausen einschalten muss. Eine Stunde später, habe ich die Spitze der Arbeit, erreicht und halte sie für immer, so lange ich mit solchen und ähnlichen Arbeiten im Witzwil zu tun habe.

Es ist mittlerweile 9 Uhr geworden und es wird eine Brotzeit von 30 Minuten eingeschaltet. Jeder sucht sich ein passendes Plätzchen an der Sonne, um ein wenig auszuruhen, sich zu erwärmen und sein Stück Brot zu geniessen. Wir einen guten Kameraden hat, begibt sich zu diesem, um mit ihm eine kurze Unterhaltung zu pflegen, andere vertiefen sich in ein Stück Zeitung oder stehen plaudernd und essend in Gruppen beisammen.

Dann aber geht die Arbeit a tempo weiter. Bald muss es Mittag sein, denn ich sehe, dass alle die Köpfe nach einem

bestimmten Richtung hin rechnen, um Ausschau zu halten, ob auf dem schmalen Weg durch die Äcker, nicht bald der Wagen mit dem Mittagessen auftaucht, denn wir wissen heute das Mittagemahl auf dem Felde einzunehmen, da der Weg nach Hause zu weit wäre.

Selbst hat ihn einer in der Ferne entdeckt, und diese Kunde eilt fast mit Windeseile von Gruppe zu Gruppe. Für Augenblicke stockt jede Arbeit, und sie beginnen zu schöpfen, wieviele Minuten der Wagen noch brauche, bis er da sei. Denn sie spüren alle einen mächtigen Appetit. Endlich rückt er näher. Ein Metzger, der in der Küche beschäftigt ist und nun das Verteilen der Speisen vorzunehmen muss hier draussen, springt neben dem Wagen her und haut mit seinem Becken wie wütend auf den grossen Legetier ein, der das Wägelchen zieht, um ihn zu rascherem Gang zu antreiben, und ich denke dabei, wie gut, dass dieses arme Tier seiner Noth nicht bewusst ist — oder auch wie schade!

Man hocket er, und das ist auch das Signal zum Arbeitschluss. Alle eilen dem Halteplatz entgegen. Jeder will der Erste sein, jeder glaubt zu kurz zu kommen. Der Wagen wird umstürmt von hocherhabenen Händen. Zuerst fasst jeder jezt einen Blechteller. Hat er diesen, so geht er zu dem Aufseher, der das Brot austheilt. Diesen umringern sie, wie eine Schar hungriger Wölfe. Die Drüschen, Stossen und Haufen sich gegenseitig, um zuerst zu sein, und der Brotaustheilende Aufseher sieht nichts, als 40-50 bunte Teller vor seinen Augen herumschweben und muss beständig um Ruhe schreien. Dabei ist er keinem Augenblicke sicher, dass er durch dieses Geschrie und Gedränge selbst in seine Brotgasse hinein

fällt. Wäre das Brot hart, begibt sich nun zum Wagen zurück, auf dem der Metzger steht und die Suppe austheilt. Auch er sieht sich umringt von hundert hocherhabenen Händen, die ihm den Teller entgegen halten. Dass solch wiederliche Scherenspiel, eignet sich nun beim Austheilen von Gemüse und Fleisch. Da sie aber nur diesen Teller haben, müssen sie zuerst die Suppe essen, und da es immer noch übrige Suppe hat, die dann auch noch verteilt wird, so nehmen sich die meisten nicht Zeit, ihre Suppe mit dem Löffel zu essen, sondern sie trinken sie gleich aus dem Teller. Und diejenigen, die eben beim Schöpfen die ersten waren, sind sowieso schon langweilig, als der Letzte das Brotemal gefasst hat. So kommt es, dass einzelne Minnervasch 2-3 mal ihre Teller füllen können, während ein anderer, dem ein solches Gebahren auskündigerweise nicht zusagt, sehr oft leer ausgehen muss.

So ging es auch mir an diesem Tage. Ich wartete und wartete, im Glauben, dass der Wagen doch einmal weniger umstürmt sein würde, aber vergeblich. Als ich mich dann endlich aufmachte, konnte mir der Metzger nur noch etwa zwei Esslöffel voll Reis zusammenkrabben. Mein Ordnung war hier im Wägelchen ein absolut unbekanntes Wort, in ganz allen Beziehungen, und ein jeder Mensch, der noch nicht ganz zum Tier hinabgesunken war, musste in W. W. schon deshalb viel erdulden.

Noch ein anderer Umstand, der bei diesem Speisenvertheilen schwer ins Gewicht fiel und immer neuer Feindschaften schuf, der sich mir im Verlaufe der Zeit erst zeigte, will ich hier gleich noch erwähnen. Es war eine unbestreitbare Tatsache, dass sich

Wälsche und Deutschschweizer in Witzwil nicht gut verbergen, und davon war in erster Linie Direktor Otto Kellerhals Schuld und Ursache. Zwar für ihn selbst vielleicht unbewusst, stammte er doch ^{persönlich} selbst aus dem Grenzort Gumpelen, also am Ort der Sprachscheide, Bern-St. Gallen, so, dass er schon von Geburt mehr nach dem Wälschen hin orientiert war, was ich übrigens auch bei allen seinen vier Söhnen konstatieren konnte. Man fand deshalb alle schöneren Pöstchen, meistens von Wälschen besetzt.

Ich will nun diesbezüglich Direktor Kellerhals keinen persönlichen Vorwurf machen, da es sich eben nur eine ganz gefühlsbetonte Sache handelt, deren jeder mehr oder minder unterworfen sein kann, aber in Witzwil wirkte sich das schlecht aus, auf das gemeinsame Leben der Gefangenen.

Es traf sich nun nicht, dass immer der gleiche Gefangene ins Haus brachte, wenn wir unsere Mahlzeit auf dem Felde einnehmen mussten. War es nun aber ein Wälscher, dann bevorzugte er auch stets seine Wälschen Stammesbrüder beim Austeilen und zuzuessen. Kam dann zur Abwechslung einmal ein Deutschschweizer mit dem Stier, so mochte er es eben so und liess die Wälschen vorzögen. Man könnte nun sagen, dann habe sich die Sache ja eigentlich ausgeglichen. Dem war aber doch nicht so, denn einer von unserer Seite kam halt nur selten. Das aber riss eine immer tiefere Kluft zwischen Wälsch und Deutsch.

Als ich an dies am Abend heimkehrte, hatte ich bereits einen Vorgeschmack, vom Leben in Witzwil bekommen, aber ich entschloss mich, nicht unterkriegen zu lassen.

Die Anstalt und ihre Höfe.

Bevor ich in meinen Erlebnissen fortfahre, will ich jedoch den Leser mit den verschiedenen Gebäulichkeiten vertraut machen, wie sie damals bestanden, denn seitdem ist wohl manches dazu gekommen.

Schon am Anfang habe ich gesagt, dass die eigentliche Straf-Anstalt Witzwil, aus einem einzigen Langbau besteht. Im Hochparterre befindet sich ausser dem Bureau für Direktion und Verwaltung, die Küche und ein grosser Speisesaal für die Angestellten, sowie am Ende beider Seiten, je eine Anzahl Kienzellen für Gefangene. Im ersten und zweiten Hochwerk, sind links, ausschliesslich Zellen für Gefangene, und auf jeder Etage in der Mitte des Ganges, ein grosses Zimmer, in welchem 30-40 Gefangene gemeinsam gehalten werden. Oben unter dem Dachstuhl dieser Seite, befindet sich auch der Aufbewahrungsraum für die Kleider und übrigen Sachen der Gefangenen, auf der rechten Seite sind im ersten Hochwerk ebenfalls Zellen und ein grosses Zimmer und darüber einzelne Zimmer für Aufseher, sowie die Küche.

Rings um die Anstalt befinden sich noch eine Anzahl weitere Gebäulichkeiten. So eine eigene Kaserne, eine Schmiede, Wagner und Schreinerwerkstätte, sowie für verschiedene andere Gewerbe: Sattler, Schneider u. s. w., sowie die Villa des Direktors, die von einem grossen Garten umgeben ist. Dazu kommt noch eine Kaserne, die wohl erst Anfangs 1914/15 entstanden ist, deren

es befindet sich während jener Kriegszeit - und wohl auch jetzt - ein militärisches Straf-Bataillon dort. Daraus folgt die lange Reihe der Stallungen, Wägen-Reisen, Kuschoben und Getreidespeicher für Saatgut u. s. f.

Ausser diesem Kernpunkt der Ansiedlung, ist das übrige Territorium in vier verschiedenen grosse Höfe, mit eigenen Wägenhäusern für Angestellte, Stallungen und Kuschoben u. s. w. eingeteilt: „Kühhof“, „Ortenhof“, „Birkhof“ und den „Hühnerhof“. Auf jedem dieser Höfe schaltet und waltet ein verheirateter Meister, mit mehreren Gefangenen, wie ein einzelner Bauer. Auf jedem dieser Höfe sind eine grössere Anzahl Milchkühe, Ziegen, Pferde, Schweine und Geflügel zu betreuen.

Der Bestand an Tieren im Ganzen, dürfte damals 1000 Stück betragen circa 800 Schweine 40 Pferde und mehreren hundert Schafen gewesen sein. Das ganze Areal ist bis an die Strassenzugänge, mit einem circa 3½ Meter hohen Drahtgeflecht eingezäunt, das jedoch einem Flüchtling kein ernsthaftes Hindernis bietet. An mehreren Stellen sind auch noch Schirmhütten erstellt, wo die Arbeitenden, bei kleinerem Platzregen Unterschutz können. An solchen Tagen schauen dann alle Gefangenen sehnsüchtig nach dem Himmel, ob sich aus diesem kleinen Spritzregen vielleicht ein anhaltender Landregen ausbisse und der Obermeister die Erlösung den Worten kauft: „Der wind meine ig Kei zu.“

Dann gibt es allerbhand Arbeiten zu Hause. Im Keller Kartoffeln von ihren langen Keimen befreien, Weiden putzen, Strohsacke füllen, Saatgut herrichten und dergl. mehr.

Die Gefangenen.

Sie rekrutieren sich aus allen Ständen und Berufen und aus allen Altersstufen. Vom Jüngling, der noch fast Knabe ist, bis zum Greis in weissen Haaren, und auch manche die kriegsgeliebt sind. Und jeder sucht sich einen Kameraden, mit dem er hofft, in Wägen und Kuschoben fortzukommen.

Auch ich hatte Anschau nach einem solchen gehalten, fand jedoch nicht gleich einen, der mir zugesagt hätte. Denn das Gros, indem ich mich zu befand, bestand aus fast lauter indolenten Menschen, deren Gespräche sich fast ausschliesslich den ganzen Tag, mit der Fragefrage beschäftigen.

Noch nach drei Wochen tauchte unverhofft ein Hühner in meiner Gruppe auf, und wurde mein direkter Arbeitskamerad, der mir schon am Abend des ersten Tages seines Hühners sagte: „Pass auf! mir zwei während de im Kusch u i der Brut gung die zwei Erste si.“ Das waren für mich vielversprechende Worte, denn ich sah diesen zwei Hauptarbeiten des Sommers mit etwelchem Bangen entgegen, hatte ich doch noch nie eine Kuschabel oder einen Rechen in meinen Händen gehalten. Aber er hatte mir bei seiner Rede so kräftig auf die Schulter geklopft, dass ich anfing, selbst davon zu glauben. Als ich ihn jedoch noch um näheres Aufschliessen ersuchte, wie er sich das vorstelle, sagte er mir: „Wört nimm bis de Kusch da ist, das cha ig dir erst zeige, wenn mer de anfängt!“

Schon schon am folgenden Tage belehrte er mich über seine Erfolgsmethode mit den Wörtern: „Lueg, Du machst noi grosser Fehler!“ „Du nist als viel z' gründli. Du muscht gängle angere an no öpplis delinga loh!“

Ich hatte verstanden? Ja, davor war mein neuer Gefährte ein Meister seines Faches! Als ehemaliger Kondukteur bei der S. B. B. hatte er manches erlebt, und da er in Gewerkschafts-Versammlungen sein gutes Mundstück mit Erfolg anzuwenden wusste, gelang es ihm, mit seinem erst 33 Jahren, in den Gemeinderat der Stadt Biel gewählt zu werden. Ausserdem war er Mitglied mehrerer Kommissionsen und Kassier eines Vereins. Als solcher hatte er auch dort etwas „darinkem“ lassen, nämlich eine leere Kasse, und darum war er jetzt für 18 Monate noch Witzwil gereist.

Aber er war voll guter Zuversicht, und war der festen Überzeugung, sich auch hier seinen Platz an der Sonne zu verschaffen.

Schon nach einigen Tagen sagte er deshalb zu mir:

„Lueg, das isch nüt bi dem alte Chranpfer! (Er meinte den Meister unserer Gruppe.) Mir miene Luege, dass mer an angere findet, und miene in a Spezialgruppe cho, nit gäng mit dem grosse Kupa unangoffla!“

Warum auch alle Gefangenen in Gruppen eingeteilt, so wurden diese eben doch täglich verschieden zusammengestellt, je nachdem, wie es die Arbeiten auf dem Felde gerade erforderten. Es gab aber auch solche Gruppen, die beständig an der gleichen Beschäftigung waren.

So vor allem die „Glühender“. Ihnen oblag es, den Kehrlicht den die Stadt Bern sandte, zu sortieren, und die Kamposthaufen mit Rollbahnen auf die Äcker zu verteilen. Andere gingen zum Torffstechen oder arbeiteten in den ausgedehnten Spargelkulturen. Auch die eigentlichen Gemüsegeächter und noch mancherlei andere, waren für sich allein. In diesen kleineren Abteilungen, wo man nur unter der Aufsicht seines eigenen Meisters arbeitete, war die Möglichkeit gegeben, auch hier und da einen Stumpfen rauchen zu können bei der Arbeit. Das war auch einer der Hauptgründe meines Kollegen Emil, dass er ⁱⁿ einer solchen Gruppe wollte.

Das Rauchen war zwar verboten. Aber du lieber Himmel! Unter den obwaltenden Umständen, wie sie in Witzwil herrschten, war solches Verbot ganz illusorisch. Dürften doch die Meister den Gefangenen, für kleine Privatdienste, die sie ihnen erwiesen, ein Täckchen „Burreus“ oder „Maryland“ verabfolgen. Zwar nur mit der Annahme, dass dieser Tabak nur gekaut werde. Aber eben – wenn er einmal nur da ist, und da sein darf, so ist es klar, dass er auch geraucht wird. Tabak aber war in Witzwil immer aufzutreiben, wovon wir später noch hören.

Emil war es nach kurzer Zeit gelungen, für uns beide den richtigen Meister zu finden. Es war noch ein ganz junger Bursche, von kaum 31 Jahren. Er kam von Schwarzenberg bei Thun, und war noch fast ein Sängling in seinen Lebensanscheinungen. Kein Wunder, hatte ihn Emil inner 14 Tagen

soweit gebracht, dass er ihn am Sonntag zu seiner Frau noch Brief schicken konnte, mit dem Auftrag, 300 Franken für ihn zu holen. Dafür erhielt er 30 frs. und die Reisespesen. Für das andere Geld aber, kaufte er ihm jede Woche Lebensmittel aller Art, nebst Taback. Emil gab ihm jede Woche ein Kärtchen, was er alles für ihn einkaufen musste für den Sonntag. Von da an fehlte es uns an nichts mehr. Selbst eine Flasche Kognack musste aufmarschieren. Und damit wir täglich die neuesten Nachrichten hatten, musste der Meister den "Bund" abonnieren für ihn.

Später machte ich allerdings die Entdeckung, dass mein Kollege durchaus nicht der einzige war, der sich das leisten konnte. Wir von zu Hause aus Geld erhalten konnten, der brachte es auch zustande, sich in Witzwil alles zu beschaffen, was er sich wünschte. Und es gab deren nicht wenige.

Die Meister hatten eben sehr geringe Löhne damals.

40-50 Franken pro Monat, bei freier Station, wor das Höchste was einer erhielt. Selbst einer der Obermeister, der schon mehr als fünfzehn Jahre dort war, klagte mir einmal, dass er - als Mann mit einer Familie von Frau und drei Kindern, nur einen Lohn von 150 frs. pro Monat erhalte. Da war es begreiflich, dass sich einzelne Meister finden liessen für solche Geschäfte. Es gab unter den Gefangenen Witzwiler, damals viele aus begüterten Kreisen, selbst ein. geborene Bundesknecht, die wegen Schieberei verurteilt waren, und ich kannte mehrere darunter, die 400-600 Frs. Geld bei sich hatten, ohne dass die Direktion etwas davon ahnte.

Am Tage meiner Entlassung traf es sich, dass noch ein reicher Geschäftsman aus Zürich mit mir verlassen wurde. Wir legten den Weg von W. W. nach der Station Ins gemeinsam zurück. Dort angekommen lud er mich ein, noch eine in der Nähe liegende Wirtschaft mit ihm zu besuchen, er müsse mit der Wirtin dort noch Abrechnung halten. Seine Frau habe dieser, bei ihrem letzten Besuch in Witzwil, tausend Franken hinterlassen für ihn, damit er bei ihr Waren beziehen könne. Denn die Wirtin besass in Ins eine eigene Käsgrube, und er hatte immer dort gearbeitet. So sandte ihm diese ^{Fräulein} jeden Tag Speisen und Getränke zur Grube.

Die Wirtin staltete ihm noch 63 frs. 40 Ct. zurück. Er hatte also in den vier Monaten wo er als Gefangener in Witzwil war, für ganze 936 frs. 60 Rappen bei ihr eingekauft!

Freilich, nicht alle Gefangenen die sich das leisten konnten, hatten es so leicht gehabt wie dieser und der gute Emil, dass sie ihre Waren gleich aus erster Hand beziehen konnten, denn die betreffenden Meister, die sich mit derlei Sachen abgaben, waren sehr vorsichtig, stand doch ihre Stellung auf dem Spiel.

Sie hatten deshalb unter den Gefangenen ihre Vertrauensmänner, diese traten als die eigentlichen Makler auf für sie.

Diese Makler aber waren selbst sehr geübte Menschen, und suchten bei jedem derartigen Geschäft, für sich selbst den Löwenanteil zu ergattern. So kauerten durch sie, 3 kleine Pakete Burren-Taback auf zwei Franken zu stehen, und für 1 Kilogramm gekochten, gewürscherten Schinken, musste 18 frs. bezahlt werden. Dabei verstanden sie es vorzüglich, ihre Abnehmer davon

zu überzeugen, wie schwierig und mit welch' grossem Risiko für sie, eine solche Geschäftsausführung sei. Oft behielten sie die Waren noch mehrere Tage bei sich selbst verborgen, nachdem sie alles ohne Zwischenfall vom Meister erhalten, und erzählten dann ihren Auftraggebern die dicksten Lügen, was alles passiert sei dabei, so dass diese oft aus lauter Angst, vor dem entdeckt werden, auf die ganze Lieferung verzichteten und der Makler alles für sich behaltend, oder wieder weiter verschleibt, gegen meinen 100% tigen Gewinnanteil. Andernseits haben eben diese Makler immer wieder einen ganzen Schwarm anderer Gefangenen zu schmeicheln und beschwichtigen, die ihnen etwa auf ihre Schliche gekommen sind, und mit Vorrat drohen.

Aber auch jenen ökonomischen Gefangenen, die vielleicht keinen Besuch von Angehörigen, einmal fünf oder zehn Franken einschmuggeln können, steht hier und wieder eine billige Bezugsquelle für solche Dinge zur Verfügung. Kinder unserer Familie aus der Nachbarschaft Witzwils, kommen im Sommer zum Spiel auf den Wiesen und Äckern der Anstalt, und sie sind auf diese kleinen Einnahmequellen für sich sehr ersicht, und wie ich mich selbst überzeugen konnte, sehr gut auf diese Geschäfte eingearbeitet. Dabei sehr bescheiden im Lohn, und führen ihre Sache mit grosser Frömmlichkeit aus.

Speziell erinnere ich mich eines, nur etwa 10-jährigen Knaben, der fast täglich nach der Schule um 4 Uhr, spielend mit einem Eisenreifen auftraute. Und er wusste dann diesen so geschickt in unsere Arbeitsplätze zu treiben, dass er ihn

mitten in unsere Reihen nachspringen musste, um ihn zu fangen. Dann hatte er aber außer seinem Blüschlein schon ein Päckchen mit Tabak oder Schokolade fallen lassen, ohne dass ein Meister dies bemerkt hatte.

Möglichst ist also in Witzwiel alles - wenn man Geld hat, und vieles geht auch ohne. Es ist schon vorgekommen, dass ein Privat-Auto an der Strasse stand, das nur auf den Moment wartete, wo der Gefangene hinauspringen musste, denn es galt, um mit ihm zu verschwinden.

Alle zehn Tage erhält jeder Gefangene ein Stück Kautabak, den sie kurzweg 'Stäbli' benutzten. Dies war amerikanischer, gepresser Tabak und hatte die Form eines dünnen Landjägers. Wer aber von diesem keinen Gebrauch machen wollte, erhielt anstatt dessen, eine kleine Tafel Schokolade, dem Werte des Tabaks entsprechend.

Diese 'Stäbli' spielten in Witzwiel eine bedeutende Rolle, denn sie traten an Stelle des Bargeldes, wobei ihr Wert, oft das Vier-fache seines nominalen Marktwertes erreichte. Mit ihnen konnte alles getauscht und gehandelt werden. Und das findet im W. W. alle Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend statt. Es wurde mir jetzt auch erklärlich, wofür alle diese Dinge stammten, die sie zu ihrer grotesken Bekleidung bedurften. Diese kamen alle durch die 'Glühender' in das Haus. Alles möglich Brauchbare das diese in dem Reichthum der Stadt Bern fanden, schafften sie für sich auf die Lücke und brachten es in den Handel. Und - was kann das nicht alles zusammen! Manche hatten ihre Kellen vollgestopft mit solchen Dingen. Bilder, Bettvorlagen, Hüte und Mützen, Zigarettenschachteln,

Keramikgefässe, Glasvasen und tausend andere Sachen, ich besass ein ganzes, silbernes Esstischset, aus dem Hotel Schweizerhof, das ich mir für fünf Stäbli erhandelt. Sehr hoch im Preise standen Tannenstumpfen und Rosenknöpfe aus blauem Stahl, wie sie vor etwa dreissig Jahren gebraucht wurden. Da von den Stumpfen, sowieso meistens nur noch das Rohr vorhanden war, wurde das untere Teil auf einen Länge von 8-10 cm ausgefräust und zu einer Axtkante zusammengebunden, und die beliebte Jaggmütze war fertig. Die Stahlrosenknöpfe aber, benutzten sie für ^{die} Tabaklocherfeuerzeug. Zu diesem Zweck hatten sie eine Blechdose von den Zigaretten, in welchem sie einen Stofftopfen aufbewahrten, der mit einem Bleichholz ausgefüllt worden, und dann in entzündetem Zustand in den Schachtel eingeschlossen wurde, so dass er als Zunder wirkte. Wollten sie einen Feuer, so liessen sie diese Knöpfe an einen Schauer surren und hielten diese gleichzeitig gegen einen Kieselstein, so, dass die Funken davon auf den Zunder in der Schachtel fielen und diesen zum glühen brachte. Und dieses Feuerzeug hatte den grossen Vortheil, dass es auch bei grimmigstem Wind und Regenschauer nie versagte.

Wehe aber wenn Monsieur Nicola, der diese Stäbli vertheilte, es einmal vergass oder nicht just Zeit hatte, diese zur gewohnten Zeit auszuheilen, dann lagelte es von Flüchen und Schmähungen niedrigster Art auf ihn herab. Ich erinnere mich noch gut eines solchen Tages in der Kunstzeit, als am Abend da wir heimkehrten, diese Stäbli nicht wie gewohnt, auf jedem seinem Bett lagen. Es entfaltete die reinste Revolte. Sie liessen ihre Zellentüren nicht zuschliessen, als Monsieur Nicola mit dem Tabak kamme. Als dieser aber immer noch nicht erschien damit, gingen sie selbst in grimmigster Wuth auf die Suche

nach ihm im ganzen Hause, ohne ihn zu finden. Sie hätten ihn an den Haaren herbeigezogen, wenn sie ihn erwisch hätten. Aber dieser wohnte in der Villa des Direktors drüben, und unsere Haustüre war schon geschlossen. Es war also für Heute nichts mehr zu machen. Es wurde deshalb beschlossen, am Morgen nicht eher auszurücken, bis die Stäbli vertheilt seien. Und so geschah es auch, als der Befehl zum Abmarsch zur Arbeit gegeben wurde, richtete sich keiner von der Stelle. Alle schrien nach Monsieur Nicola, und dieser musste noch aus seinem warmen Bett geholt werden, als sie abmarschirten. # Was erst 3/4 Stunden Verzögerung gab. Aber die Meister wussten gut genug, dass sie an diesem Tag mit ihrem Reiben so viel wie nichts mit der Arbeit vollbracht hätten, wenn man ihnen diesen Willen nicht geben haben würde.

Eines Sonntagnachmittags, im Sommer, erschien jedoch Papa Keller, halb unerhofft in allen Zellen und Kammern, um in höchstregener Person eine Razzia auf verschiedene Dinge vorzunehmen. Er war begleitet von mehreren Aufsehern, die mächtige Bandpainen mit sich brugen. Es war ihm offenbar zu Ohren gedungen, dass viele Gefangen, ob über Geld und andere Dinge verfügten, welche die Anstalt selbst für sich aus dem Reichthum sammeln liess und verarbeitete. Und da man gerade neu sammeln war, so wurde diesmal alles mitge, nommen, dessen man habhaft werden konnte und nicht zum Zellenvinventar gehörte. Es wurde also alles gründlich durchstöbert. Und diese Razzia soll sehr ertragreich ausgefallen sein, ausser circa 650 Frs. Bargeld, wurden fünf dieser grossen Lainen mit Waren gefüllt. An Tabakpfeifen allein, war eine solche Menge,

dass man ein kleines Museum damit hätte gründen können; besass doch fast jeder Gefangene davon zwei und drei Stück.

Aber das Beste war, dass nach kaum drei Tagen, alle wieder im Besitze ihrer abgenommenen Sachen waren, mit Ausnahme des beschlagnahmten Geldes.

Für gefundene abgelieferte Gegenstände, wurden überdies Prämien bezahlt von der Direktion im Forst von Stäbli. So wurde beispielsweise, für ein auf dem Felde gefundenes Kupferseil zwei Stäbli bezahlt. Aber schliesslich musste mit dieser Bündenlohnabgabe gestoppt werden, da die Pferde ihren Kupferseil nicht mehr sicher waren bei ihren Wörtern. —

Im Allgemeinen ist der Gefangene im Wirtshaus sich gänzlich selbst überlassen. Hier zählt nur die Arbeitsleistung. Mag einer sonst das vornehmste Individuum und der grösste Galgenstrich sein, das macht nichts, wenn er nur bei der Arbeit tüchtig zugegriffen.

Auch hier war es wie in Thorberg, diese grosse Freiheit die der Gefangene genoss, allein ^{war es} sie zur Arbeit zusammenhielt. Disziplin ist im W. W. ebenso unbekannt, wie Reinlichkeit.

Dass ein solcher Stragvollzug, nicht zur moralischen Hebung der Gefangenen beitragen kann, dürfte wohl jedem einleuchten.

Aber darauf legen die Berner ja auch kein Gewicht. Für sie ist einzig ausschlaggebend, der Geldgewinn aus dieser Anstalt, dass er aus tausenden der ärmsten Völksgenossen herausgesprengt wird, gewinnt sie nicht im geringsten, ja sie reihen sich ihren Erfolge vor aller Welt. Ich aber sage: „Bewahre Gott die Schweiz, vor einem zweiten Wirtshaus.“

Das Glöcklein läutet.

Die Anstalt besteht auf dem Fels ein Türmchen, mit einer kleinen Glocke, welche den Gefangenen auf dem Felde die Mittags- und Abendzeit verkündet. Dieses Glöcklein ist aber höchstens auf eine Entfernung von 5-7 Minuten hörbar. Alle Gefangenen, die weiter weg arbeiten, sind deshalb auf die Tischenuhren ihrer Aufseher angewiesen, die aber stimmen sehr oft schlecht mit der Zeitwaake von Thunberg überein, so, dass es vorkommt, dass eine Gruppe viel, leicht fünf oder zehn Minuten zu spät daran ist. Und jene, die zwanzig und mehr Minuten weit weg von der Anstalt arbeiten, müssen eben dementsprechend früher aufbrechen. Sehen nun solche Gruppen in der Ferne andere marschieren, die viel früher nach Hause kommen als sie, dann fangen sie an so mächtig auszupeisen, dass ihnen der Meister selbst, nicht mehr zu folgen imstande ist. Und mag er auch noch so flehentlich rufen: „Der Füssiggottswille reumt doch mit ase verrückt.“ sie hören nicht auf ihn, sie ziehen in siebenmenschlichen Schritten aus, und kümmern sich nichts um ihn, denn jeder glaubt, dass er beim Essen zu kurz kommt. Das Essen steht eben schon vor der Küche ausgerichtet, auf grossen Tragbrettern, am Boden im Hausgang bereit, und jeder Gefangene sitzt dort gleich beim Einbrechen, eine Canelle und den Teller voll mit in seine Zelle. Nun ist es natürlich, dass nicht alle 350 Geschirre die dort stehen, genau in gleicher Masse gefüllt sind, und so suchen sich eben jene, die zuerst heimkommen, die grössten Portionen heraus.

Dieser und jener Meister hob aber in seinen Gruppe einen Fiss-
krauken oder einen alten Mann, der einem solchen Schwarschtempo
nicht zu folgen imstande ist, und doch sollte er mit allen seinen
Leuten gleichzeitig nach Hause kommen, da er für alle verantwort-
lich ist. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Juvoliden auf
„gut Glück“ allein nachkommen zu lassen und seinen Gruppe nach-
zuholen.

Off geschieht aber auch das Gegenteil, dass ein Meister etwas
zu früh aufbricht von seiner Arbeit, namentlich wenn er weit weg
ist, wo man eben das Glöcklein nicht hören kann. Kommt er dann
früher heim, und der Direktor sieht ihn anmarschieren, (und diesen
steht fast immer da am Platz, wo die Werkzeuge abgelegt werden
müssen) dann kann er sicher sein, dass es etwa heisst: „He, Meier!
stoss da da Wage mit einer Lita, so id d' Schür hingere!“ Aber der
liebe Kimmel! denn seine Mannen sind in dieser Zeit alle schon verschwun-
den, und er muss nun zusehen, wo er sonst noch ein paar willige
Heißflinge zusammenzubekommen kann, die ihm helfen den grossen
Wagen in die Scheuer zu schieben.

Indessen sie haben daraus etwas gelernt und lassen den
Lager Kellerloch auch hier und da am Seil herunter. Das sollte
mir am einen Dienstag klar werden. Wir waren etwa unserer
vier Gruppen zusammen in der Nähe des Hirschhofes und sahen
andere von der entgegengekehrten Seite schon heimwärts ziehen.
Rasch machten auch wir Schluss mit der Arbeit, um uns den
anderen anzuschliessen. Doch als wir uns der Wägenkreuzung, bei
den zwei grossen Hirsdbäumen näherten, wurden wir gewahr,

dass die uns voraneilenden Gruppen, immer am selben
Platz standen, und doch bewegten sie ihre Reine im Marsch-
tempo. Was war denn los? Natürlich, das Glöcklein hatte noch
nicht geläutet, und darf voran, in etwa 500 Meter Distanz,
war die Gestalt des Direktors zu sehen, gekennzeichnet durch
seine Beschikappe, die er stets trug, und sah dem Einmarsch
seiner Truppen entgegen. Diese 500 Meter vor der Aushalt,
ist aber ein schrägerades Weisstück, das beim Werkzeugma-
gazin endet. Und da sie jetzt noch einige Minuten zu früh
waren und einen Ruffel zu erwarten hatten, täuschten sie
den Alten, indem sie Taktschritt am Platz klopfen, um sich
erst in Bewegung zu setzen, beim ersten Glockenton. Wir,
und alle anderen Gruppen, die mittlerweile zu ihrem sties-
sen, schlossen sich diesem Täuschungsmanöver an und
schwangen unsere Reine lebhaft in die Luft.

Samstag in Wetzwil.

Eigentlich beginnt der Sonntag für den Gefangenen in W. W.
schon am Samstag Nachmittags um 4 Uhr. Denn an diesem Tag
ist um diese Zeit Arbeitsschluss, wenn nicht ganz dringende Grün-
de vorliegen, die eine Arbeit erfordern. Sobald der Gefangene
aber nicht mehr arbeiten muss, beginnt für ihn schon der
Sonntag. Auch Sonntagsarbeit wird im Allgemeinen vermie-
den. Und nur wenn im Herbst oder der Frühlingszeit besonders schlechte

Witterung einen starken Rückstand in der Arbeit verursacht, und wenn ein sonnenvoller Sonntag wäre, kann es vorkommen, dass gearbeitet wird. Indessen auch dann werden die Gefangenen nicht zur Arbeit befohlen, sondern es heisst: 'Freiwillige vor!'

Sie wissen natürlich aus Erfahrung, dass sich mindestens $\frac{3}{4}$ aller melden und das genügt. Denn da haben sie wenigstens alles nur Leute beisammen, die mit Freude bei der Arbeit sind und es rascher schaffen, als wenn die ewig Unzufriedenen und Miesmacher auch dabei sind. Die Gefangenen ihrerseits, wissen dann aber auch, dass an solchen Tagen für jene die mittlere, auch beim Essen, im besonderen darauf geachtet wird, und, dass dann am Abend wenn sie heimkehren, ein 200 Gramm schweres Stück Butterbrotkäse auf ihrem Teller liegt.

Am Samstag also, wenn sie nach Hause kommen, wohnt ihnen schon Samstagsluft entgegen, und das heisst Ausruhen von der schweren Arbeit der Woche. Man sieht deshalb friedliche Gesichter. Zwar soll diese Zeit bis zum Abendessen, noch zur Reinigungsarbeiten der Zellen benutzt werden. Damit sind sie aber, bis auf wenige Ausnahmen, in fünf Minuten fertig, und stehen dann miteinander plaudernd und handeleid in den Gängen umher, bis der betreffende Gangschef, der auch ein Gefangener ist, erklärt: 'So jetzt isch genug! gänd i ene Ruhe!' Dann ist für $1\frac{1}{2}$ Stunde Ruhe, bis sie das Abendessen wieder beschäftigt mit der Frage: 'Was gits ech z' Nacht?'

Gibt es Kaffee und G'schwelke, dann sind sie alle zufrieden, denn Kaffee oder Korker, ziehen sie jeder Luppe vor. Das habe

ich auch in allen anderen Strafaustalten feststellen können.

Kommt dann der Sonntag Morgen, harbt ihnen allerdings noch eine unangenehme Sache. Das Rasieren. Damals gab es noch keine Rasierapparate für die Gefangenen, und die Rasiermesser die in W. W. vorhanden waren, stammten ohne Ausnahme, aus dem Bernischen Keliicht, denn für solche Sachen gab es im Witzwil kein Geld. Es kann sich deshalb jeder denken, dass dies für alle jene, mit starkem Bartwuchs, schon mehr einen Horror gleich. Noch schlimmer aber war es, wenn die zweimonatige Frist wieder um war, wo ihnen der lange Polz wieder vom Kopf geschoren werden sollte. Mir straw, bei sich selbst heute noch die Haare, wenn ich an jene Tage, nur zurückdenke. Hierbei wurden einem die Haare tatsächlich mit der Maschine vom Kopf gerissen und nicht geschitten. Es war dann auch kein Wunder, dass man manchmal am sei, um Beinen unter dem Bett hervorziehen musste, der sich dorthin versteckt, um dieser Schinderei zu entkommen.

Die Coiffeure bildeten eine eigene Gruppe der Gefangenen, von 6-8 Mann. Davon war jedoch meistens nur der Gruppenschef ein gelernter Friseur, alle anderen aber Amateure. Traf es sich dann unglücklicherweise noch, dass man als Deutschschweizer, einem Welschen unter die Finger kam, oder seine Messer, dann hatte einer schon gar nichts zu lachen. Hier gab es nur ein Mittel, um einigermaßen ausbändig geschunden zu werden, und das hieß: 'schmieren'. Und zwar nicht die Haare, sondern den Coiffeur! Die mussten drücken ihn

dem auch ihren Obolus, in Form eines Stübli, "gleich in die Hand", noch ehe sie auf den Stuhl saßen. Kam aber ein Häuling, der diese albtürkische Mode noch nicht kannte, der konnte zufrieden sein, wenn ihm mit dem Haaren, nicht ein Teil des Kopfhaut weggerissen wurde. Auch ich hatte dieses Schicksal beim ersten Mal bezahlen müssen. Diese Friseure beginnen ihre Tätigkeit gleich Samstags nach der Heimbekehr vom Felde. Sie ziehen vom Gang zu Gang, der ihr Salohn ist. Ihre Werkzeugkiste, ist alles was sie mitbringen. Selten sah ich einen, der nicht blutend von ihnen wegkam. Da ihnen auch die Direktion für diese Arbeit jeden Samstag, eine Entschädigung, von einem Stübli pro Mann gibt, so schmeißen diese Friseure fast im Tabak, für den sie dann natürlich wieder Fleisch, Käse, Schokolade und andere Dinge, von ihrem Mitgefangenen einhandeln. Auf diese Weise erlösen sich manche geradezu auf Kosten ihrer Leidensgefährten, wie wir später noch in einem Spezialfall hören werden.

Es ist mittlerweile 3 Uhr geworden und die Hausglocke im Gangpartire, gibt das Zeichen für den Besuch des Gottesdienstes. Es ist immer schon am Samstag mittags auf der schwarzen Tafel beim Hausingang, mit Kreide ausgeschrieben, was für Gottesdienste abgehalten werden. Gewöhnlich ist am ^{sonntags}Vormittag ein Gottesdienst in französischer Sprache, zu dem ein Pfarrer aus Hünenburg oder Bern kommt. Am ^{Schneidertag}Nachmittag kam Herr Pfarrer ~~H.~~ aus Ins und hielt einen reformierten Gottesdienst, dem auch der Herr und die Frau Direktor beizuhatten, wobei letztere den Gesang auf dem Harmonium begleitete.

Es findet aber auch noch ein dritter Gottesdienst statt. Alle 3 oder 4 Wochen, kommt auch noch ein Kapuzinerpater, der für die Katholiken eine heilige Messe liest und eine Predigt hält in Deutsch.

Die Kirche selbst, darf man wohl kaum als eine solche anpreisen. Es ist nur ein ganz kahler Raum, mit einer Kugel, unter der ein altes Harmonium steht, und irgend ein Bildnis an der Wand. Drei grosse, gewöhnliche Fenster an der Kirchengasse der Ostseite, erhellen ihn gut. Der Fussboden besteht aus einfachen Tannensplanken und ebenso die Bestuhlung. Einfache, leichte Bänke mit Rückenlehnen, die nur lose hingestellt werden.

Der Besuch des Gottesdienstes steht jedem frei. Niemand fragt darnach, ob einer gehen will oder nicht. Es kann einer zwei, alle drei oder gar keinen besuchen in Witzwil, das ist ganz egal. Ebenso gleich ist es, ob ein Katholik den protestantischen oder umgekehrt mit anhört. Eine geistliche Betreuung der Gefangenen, gibt es in Witzwil ebenso wenig.

Was mich an all diesen Gottesdiensten in dort, am meisten abstoss, war die saloppe Bekleidung, in welcher man da zur Kirche kam. Im Sommer kamen sie nur barfuss, im Winter mit Hosen. Der eine mit Hosenträger, der andere ohne, und ein dritter und vierter mit einer Schür oder einem Lederriemen um den Leib. Sie kommen in unregelmässigen Haufen, schwatzend und Geschäfte handelnd in den Saal herein, und sie treiben hier ihre Unterhaltung und ihre Geschäfte fort.

bis die Predigt beginnt. Zeitungen und Schundbilder, porzellan-
graphische Fotos und alles mögliche andere, wird jetzt hier
ausgetauscht oder erhandelt.

Auch während der Predigt selbst, hört man ein bestän-
diges Getuschel und das Auf und zuklappern von Blechbüchern
wenn wieder einer seinen Riem hinter seine Backentaschen ge-
steckt hat.

An einem Sonnsonntag, als der evangelische ^{Schmidt} Pfarrer von Sus sei-
ne Predigt hielt, teilte er zuerst mit, dass unsere bewährte Organistin
(die Frau Winkler) heute leider verhindert sei zu kommen, ob sich
etwa einer unter uns befände, der Harmonium spielen könne.
Alle sahen sich an, aber es scheint keiner das zu sein. Der Herr
Pfarrer aber, hat von seiner Kanzel herab, doch einen aufgedeckt, der
zaghaft die Hand erhoben. Er macht ihm Stuhl und ruft: also,
schönwied meina! "Jetzt rechnen alle ihre Käler. Wer meldet
sich denn da? Und können haben sie ihn erkannt, gelst ein allge-
meines Lachen durch die Reihen. Es ist unser guter Basler-Papi,
ein alter, als Spassvogel bekannter Gefangener. Er nimmt
mit bedächtigem Mienen Pfaff am Harmonium, nachdem er mit
seinem Taschentuch, noch behutsam den Sitz abgestaubt, und
beginnt alle Passregister zu ziehen. Jeder denkt, er beginnt
jetzt zuerst mit einem kleinen Präludium, aber er zieht immer
die gleichen Register, und bringt ein paar jämmerliche Töne
hervor, so, dass die ganze Gesellschaft in ein lautschaalendes Ge-
lächter ausbricht, das nicht mehr anhalten will. Der Herr Pfarrer
ruft: "I g'seh scho, es geht nöd! Hörat uf!" Es ist ganz

unmöglich jetzt noch eine Predigt zu halten, und auch der
Herr Pfarrer sieht das ein, und erzählt anstatt dessen eine Geschichte,
die seine Zuhörer wieder langsam zur Aufmerksamkeit bringt.

Diese Gefangene zieht aber nicht einmal eine Rüge für seine Flagelei.

Ist der Gottesdienst vorbei, zetteln sie in einem regellosen
Kraufen wie sie gekommen, plaudernd, lachend und Geschäfte
machend in ihre Zellen und Zimmer zurück, wo sich die mei-
sten auf ihrem Strohsack, genannt Bett legen, um zu ruhen
oder zu lesen.

Die Anstalt verfügt über eine schöne und gute Biblio-
thek, die auch viel benutzt wird, aber daneben kursiert eine
Unmenge Schundliteratur, und ausgesprochen unsittliche
Bücher, die sich verheerend auswirken müssen auf die vie-
len jugendlichen, die man gerade in Witzwurz so zahlreich
vorfindet. Und just diese, stürzen sich geradezu auf diese
Gattung Bücher. Für solche ist ihnen kein Preis zu hoch,
man bezahlt 10 Stübli und mehr dafür, nur um es lesen
zu dürfen. Die Besitzer solcher Bücher, verkaufen sie
selten, sondern verleihen sie nur, und je schmutziger
und schwüler sein Inhalt ist, desto begehrt und höher
der Leihpreis. Ein vielgehandeltes Heft, war das bekannte
"Wiener Magazin", das speziell in jeder Nummer eine
grössere Anzahl Abbildungen brachte. Waren diese Aufnah-
men auch künstlerisch gestaltet, so gehörten sie doch nicht
in die Hände dieser jungen Leute, die noch halbe Kinder
waren. Noch schlimmer aber war es, dass auch jene

gemeinen, pornographischen Bilder ihren Eingang in W. W. fanden, die meistens aus elsassischen Bordells stammten, und hauptsächlich in Basel und Bern vertrieben wurden. Wer der Besitzer solcher Dinge war, der hatte gleichsam ein „Sesam öffne dich“, denn standen alle geheimen Bezugsquellen für Lebensmittel, Tabak und Alkohol offen. Ich kannte einen, der stets eine lange Liste bei sich trug mit den Namen der Auswärter, die sich bereits mit Vorbezahlung bei ihm dafür angemeldet. Und unter diesen gab es wieder solche, die den anderen, die vor ihnen an die Reihe kamen, eine Extraverzierung offerierten, dass sie es vorher erhielten.

Hier und da gab es an Samstagsnachmittagen zur Erbauung und Erleichterung der Gefangenen, auch eine Veranstaltung, durch die Direktion, in Form eines Vortrages oder einer Musik-Vorführung. Aber auch die Gefangenen selbst gaben eine Unterhaltung. Von zweien will ich hier erzählen:

Monsieur Professor Kneusoli.

Als wir an einem Samstag, mittags nach Hause kamen, stand an der schwarzen Anschlagtafel geschrieben:

„Morgen, Sonntag - Nachmittags 2 Uhr, grosse Gala - Vorstellung von dem weltberühmten Zaubermeister Professor Kneusoli aus Bern.“

Dieser Kunde wirkte darauf auf ihre Gemüter, dass an diesem

Nachmittag, rein gar nichts mehr aufzufangen war. Sie grüßten¹⁹ vor Freude in die grösste Aufregung, und unterhielten sich nur noch über dieses kommende, grosse Ereignis von morgen.

Da ich schon einer anderen Veranstaltung früher beigewohnt, die mir wenig geeignet schien, als Unterhaltung für eine Strafvorstellung und dem damit verbundenen Tumult durch die Gefangenen, war ich entschlossen, der Sache fern zu bleiben. Damit aber liess mir keine Ruhe und machte mich darauf aufmerksam, dass meine Studien hier nun ein Kapitel bereichert würden. So liess ich mich bereden und ging mit.

Die Kirche war gestossen voll, wie nie. Es war Hochsauer. Bis zum Vorstellungsbeginn herrschte ein Spachtel, dass man sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte. Alle waren barfuss, in Rind und Rose erschienen, wie gewohnt.

Endlich betrat Herr Prof. Kneusoli die improvisierte Bühne unter stürmischem Beifall der Gefangenen. Die Vorstellung begann.

Prof. Kneusoli war ein Mann aufangs dreissig, von gewinnendem Aussehen, und ich stellte fest, dass er einen hadelosen, ganz neuen Frackzug trug, in schwarz, und dazu ein Paar grellgelbe Schuhe neuester Eleganz. Offenbar hatte er selbst seine grösste Freude daran, in dieser schreienden Farbendissonanzen vor seinem ausgewählten Auditorium erscheinen zu können.

Seine Vorführungen entsprachen all jenen Nummern, die wir aus den Fingel - bangel Reizen der grösseren Städte kennen, die er jedoch gut los hatte. Der Applaus, der ihm bei jeder neuen Nummer zu Teil wurde, übertraf alles, was ich in einem öffentlichen

Lebalt schon mitangehört. Als er dann am Schluss, verschiedenen Gefangenen, noch „Stäbli“ aus ihren Stüppen und Häsen hervor-gaubte und sie ihnen als Geschenk übergab, brach ein wahrer Orkan des Beifalls aus. Sie klatschten, brüllten und trampelten den Boden mit den Füssen, wie wilde Stiere. Der Boden gitterte, dass ich glaubte, er müsse einbrechen. Mir war ein solches Gebahren, in einem Raum, der doch immerhin zum Gottesdienst benutzt wurde, unverschämlich und wiederke mich innerlich an.

Als ich am folgenden Tage mit dem Oberaufseher Mosimann bei der Arbeit auf dem Felde, über diese Veranstaltung sprach und ihm mein Missfallen und meine Bedenken kundgab, sagte er:

„Ja, da hast er recht.“ Ich aber wirklich nicht begreifend, dass der Herr da hat inna da, er ist wo er da g'si isch, mit weniger als ne brave g'si.“

Herr Professor Kunzoli, war also ehemaliger Insasse dieser Anstalt und gab jetzt sonst seine Vorstellungen in den Fenstern der Aarberggasse g' Beru. — — —

Noch niedriger stand eine Veranstaltung, von Gefangenen selbst. Zwei Tische waren zur Bühne hergestellt. Das übrige Bild war gleich dem zuvor geschilderten, und alle harrten der Dinge, die da kommen sollten. Pöflich sprangen zwei junge Burschen aus unserer Mitte auf diese Tische, machten allerlei Hokus-pokus, in Mund und Nase, wie sie waren, und die Vorstellung hatte begonnen.

Und das alles, an der selben Stelle, wo drei Stunden zuvor, ein Kapuzinerpater die heilige Messe gelesen, sich anspendete als die niedrige Profanation.

Eine Zweikampf zwischen Meister & Sträfling.

Wir waren auf einem Felde beim Kartoffelhäufeln beschäf-tigt, in der Gegenwart noch Ins zu, und hatten uns soeben auf die Erde gelagert, um unser Vesperbrot einzuschmecken, als ganz un-versehends ein Streit ausbrach, zwischen dem Aufseher Waber und einem welschen Gefangenen.

Es gab da irgend ein französisches Wort, dessen Sinn mir un-bekannt war, das aber für denjenigen, dem es galt, die grösste Beleidigung war, die man einem Welschen sagen konnte. Der Ver-lauf eines kleinen Wortwechsels, hatte sich nun der Meister Waber dieses Wortes einem welschen Gefangenen gegenüber bedient, was zur Folge hatte, dass sich jener sofort in grösster Wut auf seinen Meister stürzte, und ihn im ersten Augenblick zu Boden riss.

Waber aber, war ein ebenso stämmiger Mann wie sein Angreifer und kam rasch wieder auf die Füsse. Es schloß nun eine regel-rechte Rauferei ein zwischen den beiden Erbosten. Sie traktierten sich gegenseitig mit Fäusten und Schlägen, wobei bald der eine und der andere in den Streich flog.

Obwohl mehr als ein Dutzend Meister anwesend waren, machte keiner Miene dem bedrängten Waber zu Hilfe zu eilen. Hier galt der Grundsatz: „Wenn du net magst, laß di net mit ihm i.“ Die übrigen welschen Gefangenen aber, feuerten ihren Kollegen

durch aufmerksame Zuseher an. Da wir mehr als hundert Gefangene hineinander waren, hätte natürlich eine Intervention der anderen Meister auch unsere Reihen auf dem Plan gerufen, und der Streit hätte in eine offene Fildschlacht ausgeartet, über deren Sieg kaum ein Zweifel bestanden haben würde.

So ging dieser Kampf weiter bis zum Ende unserer Arbeitszeit. Dann haben diese beiden mit blutenden Gesichtern und total zerrissenen Kleidern ihren Heimweg an, zum Rajaport.

Der Gefangene bekam drei Tage Arrest, und Wäber musste auf den ersten des Monats Witzwil verlassen.

Solche Auftritte kommen dort öfters vor. Ich selbst jedoch war nur noch Augenzeuge eines zweiten solchen.

Josef Raffner, war als Tiroler Landschütze mit Begeisterung für sein Vaterland in den Krieg gezogen, aber als er dann 3½ Jahre diesem blutigen Morden beigegeben, da schickte es ihn doch an, und er kam durch das Grossbüdenen in unsere friedliche Schweiz, um in Witzwil interniert zu werden.

Er war ein Mensch mit einem kindlich-frommen Gemüth, wie es deren in seiner Tiroler Heimat noch viele gibt. Und er hatte sich besonders an mich angeschlossen, da ich selbst, als ein in Österreich geborener und dort aufgewachsener Schweizer, ihn am besten verstand.

Wenn nun an hellen Tagen, die Schneesberge des Berner Oberlandes gar so schön im Sonnenschein glitzten, dann befahl ihm eine besondere Sehnsucht nach seiner Heimat. In solchen Momenten konnte es dann wohl vorkommen, dass er wie träumend, einige

Minuten mit seiner Arbeit inne hielt, und schweigend, in Andacht zu diesen Bergen hinüber sah.

Da war es der übermüdete Masinmann, der ihn eines Tages in solch stiller Betrachtung beobachtete, und er jirschte sich lautlos im Rücken auf diesen zu, um ihm mehrere Schläge auf den Kopf zu versetzen. Bisher solch gemeinen, hinterhältigen Handlungsweise, konnte ich nicht stillschweigend zusehen und sagte ich, meine Meinung gegen sein feiges Vorgehen. Das ist doch kein Grund, um einem wehrlosen Gefangenen hinterrücks anzufallen und tödtlich zu misshandeln, umsoweniger, da dieser ein solch kleines Verbrechen stets sofort wieder einholte und sonst ein sehr fleissiger Arbeiter war.

Josef Raffner aber sagte kein Wort und nahm es still hin, obwohl ihm seine Körperkraft erlaubt hätte, sich solcher Misshandlung entgegen zu stellen. Er verzichtete jedoch für einige Tage die Arbeit und blieb in seiner Zelle. Dies hatte aber zur Folge, dass er nun auch nichts zu essen bekam. Dem wurde aber von unserer Seite kräftig abgeholfen. Am Abend, nach ausgebrochener Dunkelheit, wurde ihm von seinem Zellennachbar, an einen langen Stuhl schwingend, Proviant und Tabak hinüber gereicht, so, dass es ihm an nichts mangelte.

Nach drei Tagen kam er wieder, indessen er hatte jetzt von Witzwil so genug, dass er es vorzog, abermals in den Krieg zu ziehen.

Er schrieb an das Konsulat in Bern, und kurz darauf nahm er Abschied von mir. Später erhielt ich noch eine Karte von ihm, auf der er stand: „In schweren Kämpfen, Gott beschütze Dich und mich!“

Ein Grosstag im Heuet & der Ernte.

Inzwischen war die Zeit dieser wichtigen Arbeit heran-
gerückt und ich sollte heute, zum Bestenmal in meinem Leben,
eine Kaugabel in Händen führen.

Mein Freund Emil war überaus guter Dinge und
sagte mir: "Pass j'ph uff! I suche ensi Gable selbst us, es sind
dre sind gäng, all gleich. Und er kam bald mit zwei angerückt.
"G'sesek da, das sind zwei ganz lichte!" "Mer müend j'ph liegen,
dass mir de j'vonders amme chömmend. Du kaufisch eiforich
gäng, direkt hinger mir her, ob du öppis uf einer Gabel bescht
oder nid, das isch ganz gleich, die Angere nehmds de scho!"
"D'Kauptsach isch, unnuma recht laufe, dass sig d'Linie
entwikkelt cha!"

Das war seine Instruktion, die er mir Huttenwegs gab,
und die sich glänzend bewähren sollte. Wir waren diesen
Morgen schon über 300 Mann stark zum Zetteln und Kehren
angeworben, und am Nachmittage sollten wir doppelt soviel
sein. Als wir am Rand des mächtigen Feldes angelangt, packte
mich Emil am Arm und riss mich mit sich nach der vorder-
sten Reihe, und als der Obermeister die Reute in Reih und Glied
geordnet hatte, sprach Emil mit mir über den Graben und
der Heuet hatte begonnen. Ich sah gleich, dass die Theorie meines
Kameraden sich auch in der Praxis sehr gut auswirkte. Als
ich von lauter Laufen schwitzend, einmal rückwärts sah und

diese lange Schlangenlinie überblickte, war es mir verständlich,
dass hier für die Vordersten die Hauptsache war: "Stur immer fest
Vorwärts!" Im Anfang schwang ich meine Gabel einfach leer in
der Luft, aber mit der Zeit gelang es mir doch, auch etwas darauf
zu bekommen, obwohl ich mich scharf an die Fersen meines
Wägbereiters hielt. Als es dann Mittag geworden, grinsten mich
Emil von Freude lachend an über seinen Erfolg mit mir, und ich
erhielt zur Aufmunterung von ihm eine Tafel Schoggi.

Es war ein wackeres Rauchsovotter zum Heuen. Während wir im
Freien unser Mittagmahl einnahmen, fuhren an den ungenutzenden Plätzen
bereits die Wagen in langen Reihen an. Aber auch neue Arbeiterkolonnen
marschierten in langen Zügen herbei. An solchen Tagen muss auch
der letzte und abkömmlische Mann, der sonst im Hause oder in den
Werkstätten arbeitet, auf dem Felde mithelfen, und man sagte mir,
dass an diesem Tage 100 Fuder Heu eingebracht wurden.

Wohl noch nie ist in unserem Lande eine buntgewürfelte Ge-
sellschaft von Menschen verschiedener Völker, auf dem gleichen Felde
beim Heuen vereinigt gewesen, als damals. Deutsche, Franzosen, Itali-
en, Schottländer, Engländer, Amerikaner, Italiener, Russen, Öster-
reicher, Bulgaren, Serben, Rumänen & Polen. Diese als Intermier-
te, trugen alle ihre militärischen Uniformen und es war deshalb
ein sehr farbenreiches Bild, das sich dem Beschauer jener Tage zeig-
te. Dazu kamen wir Schweizer aus allen Kantonen, nebst Holländern
und Belgieren. Österreich allein war in 14 verschiedenen Sprachen vor-
stehen und herrschte ein Stimmengewirr, das einem halb betäubte.
Alle Intermierten, sowie die Soldaten unseres Stafoldbataillons arbeiteten

souert von uns Gefangenen getrennt, aber im Herd und der Brute kann alles untereinander und es war ein Sinnbild friedlicher Völker-verbündener. Es waren da auch einige ganze polnische Familien, die als Angestellte im Tagelohn im Witzwirl schafften. Sie bewohnten ein eigenes Haus, das ihnen von der Direktion zur Verfügung gestellt wurde, erhielten ihre Lebensmittel von der Anstalt zugeführt, und kochten ihr Essen selbst. Tagz bekommen sie einen bescheidenen Lohn, der ihnen dann allerdings ungenügend erschien, so, dass sie für kurze Zeit in Streik traten. Diese Polen arbeiteten speziell im Zuckerrübenbau, für welchen sie aus ihrer Heimat her schon die besonderen Kenntnisse hatten. Es waren auch einige junge Mädchen darunter, denen man es bei der Arbeit ansah, dass dies schon von Kindesbeinen an ihre Beschäftigung gewesen sein musste.

An solchen besonders strengen Arbeitstagen lag dann am Abend, wenn man zum Essen heimkam, wohl ein Stück Rumpsteakbrot von 200 Gramm auf jedem Teller, das alle wieder befriedigte mit dem ausgestandenen Mienen.

Besonders gut ist mir noch ein Tag aus der Brutezeit im W. W. in Erinnerung, an welchem, mitten in der schönsten Arbeit, ein furchtbares Hagelwetter losbrach.

Wir saßen noch ununter beim Mittagessen und über uns wölbte sich der blaueste, wolkenlose Himmel, wie wir sehen.

Über mir lagerte der Obermeister mit einer Gruppe Aufseher beim Mahle. Es war eine fast unerträgliche Hitze, und jeder wollte sich noch einige Minuten stiller Ruhe hingeben, ehe die schwere Arbeit begann. Man zog seinen Rock über das Gesicht, um sich vor den

seugenden Sonnenstrahlen zu schützen und versuchte es mit einem kurzen Schlummer. Mir aber wollte dies nicht gelingen und ich hörte den Meistern stehen mir zu, die sich optimistisch über das schöne Wetter von heute einversetzen, als plötzlich der Obermeister sich von einem seiner jüngeren Genossen wandte, der glaubte, man müsse diesen Nachmittags, wenigstens nicht, stricken mit der Arbeit, da das Wetter sicher schön bleibe.

„Ja der Sonnenschiss! ig, heute der J'schick unnuma halt. Lueget det hingere!“

Alle reckten die Köpfe in der Richtung der erhobenen Hand des Obermeisters. Es war dies die sogenannte Wetterecke, aus welcher oft fast unerwartlich, die ersten dräuenden Wolken aufzarschten, als Vorboten schwerem Gewitter. Und in der Tat — ganz in der Ferne konnte man, mit angestrengtem Auge, ein weißes Wölkchen beachten, aber so klein, dass keiner diesen haarlosen Ding glauben schenken wollte. Indessen der Obermeister, der schon bereits zwei Tassen im Witzwirl war, kannte sich im Wetter wohl besser aus hier, als alle anderen.

Es gab aber noch einen, der sich darin auskannte, und auch der, schien dieses fast unscheinbare weiße Wölkchen gesehen zu haben, Vater Kellerhals. Und wir wollten rasch einen Blick nachhause tun, um zu sehen, wie er auf dieses parte Gebilde am fernem Horizont reagiert.

Mit laugen Schritten zilt er zu den Stallungen und gibt Gewitter-Alarm. Der letzte verfügbare Wagen muss aus der Scheune, und Pferde und Ochsen haben keine Zeit mehr ihren Hunger zu

stillen, die werden von ihren Krippen ausgezerrt und angeschrilt.

Wie ein Feldherr mit dem Marschallstab, steht er jetzt im Reitstiefeln, mit der Fute in der Hand, auf dem grossen Platz vor der Kustall und weist den abfahrenden Wagen die Richtung, ihres Ziels. Schwere Staubwolken hinter sich lassend, fahren diese ihre Strasse dahin, und die armen Tiere werden von ihren Lenkern mit Peitschen und Flecken unerbittlich zu grösster Eile angetrieben.

Selbst kommt ein Gefangener, der ihm seinen gesattelten Schimmel vorführt, und im nächsten Augenblicke jagt auch er dem Wagen nach, um bald darauf bei uns aufzutauchen, wie ein böser Geist aus der Unterwelt, der uns plötzlich aus heurigen Schlumern reiss't.

Kaum hat ihm der Obermeister auf der Landstrasse erblickt, als er auch schon laut ruft: „Auf!“ Obwohl wir noch eine Viertelstunde Ruhepause hatten, wies jetzt jeder was es geschlagen hat, unsern Erlaubnis uns auf der Bildfläche erscheint. Wenige Minuten später sehen wir über 300 Mann beim Garbenbinden. Es ist ein imposantes Bild, das sich meinem Auge bietet, denn ich habe diesen Nachmittags das grosse Glück hier und da ein wenig dem Zuschauer zu spielen.

Der Obermeister hatte mir den Auftrag erteilt, sechs Mann auszuwählen, zum das nötige Trinkwasser herbeizuschaffen und mich zum verantwortlichen Obermann bestimmt. Das war nun eine etwas heikle Sache. Wir mussten das Wasser etwa in zehn Minuten Entfernung auf dem Viehof holen, und da es unter den Gefangenen in W.W. viele gab, die stets nur auf einen günstigen Moment lauerten, wo sie ihre Schnellläuferfähigkeit unter Beweis stellen

könnten, um Witzweil den Rücken zuzukehren, konnte für diesen Auftrag nicht jeder beliebige Gefangener genommen werden. Ich glaubte deshalb am besten zu fahren, wenn ich meine Gruppe aus Halbervollenden zusammensetzte. Jeder mit zwei 10 Liter fassenden Blech, konnten bewaffnet, zogen wir los. Der Durst an solch heissem Tage war enorm, und wir vermochten nicht genügend dieses edlen Tass herbeizuschleppen, so, dass ich mich gezwungen sah, das selbe zu rationieren. Es durfte jedem nur ein halber Becher voll verabfolgt werden, was mir von den einen manchen Fleck, von den andern dankbare Anerkennung einbrag.

Es hatte soeben die Abfahrt der ersten geladenen Fiedler begonnen, als ich mir Zeit nahm, nach dem unheilvoll kündenenden Wölkchen zu sehen, und nun gewahrte ich, dass an dessen Stelle eine gigantisch hohe Wolke getreten war, die sich zusehends auf uns zu schob. Die beiden Wetterpropheten sollten offenbar recht bekommen. Es war jetzt erst etwa halb drei Uhr, aber schon eine halbe Stunde später hatte sich dies Bild wesentlich verändert. Riesige Wolkennassen von einer gelblichen Färbung zogen am Firmament herauf, und bereits stieg ein leichter Wind über das Feld, der sich zusehends verstärkte.

Kein Zweifel, es zog ein schweres Gewitter heran, und diese volle Erkenntnis trieb alle zu einer fast wahrwispigen Hast an.

Wie ich wieder mit dem frischgefüllten Kannen an den Rand des Feldes kam, das dort an einer Seite ein Stück weit, von einer grünen Hecke umgeben ist, spüre ich bereits vereinzelte Regentropfen und befehle meinen Leuten, die Kannen

abzustellen und hinter der Hecke zu warten.

Was ich jetzt zu sehen bekomme, ist geradezu ein imponierendes Gemälde: Ein Sturmgewitter nähert sich bedrohlich mit hoher Geschwindigkeit. Blitze zucken auf, Donner rollen. Der Wind wirbelt den Straßensaub hoch und hält ihn vor uns hin.

Die Meisten rennen wie verrückt schreiend durch die Reihen der Leute, sie zur Eile aufzuerregend. Da oder dort versagt die Zugkraft der Tiere, um den schwerbeladenen Wagen aus dem Felde auf die Straße zu bringen, oder es reißt ein Zugstrick. Eine Reihel bricht und aufgrund anderer kleine Hindernisse treten ein, wie sie solche Situationen der eiligen Hast eben heraufbeschwören.

Es ist ein sinnbetörendes Bild von menschlicher Kraft und menschlichem Unvermögen gegen Naturgewalten. Auch an humoristischen kleinen, komischen Zwischenfällen fehlt es nicht.

Fort kommt neben der Wagen mit dem Mier, der den Tee zum Vesperbrot bringt, es muss also gleich 1/4 Uhr sein. Aber auch der Mörser, der mit kommt, sieht, dass jetzt keine Zeit ist, um an den Wagen zu denken, er haltet unschlüssig auf der Straße oben an.

Schon längst ist das Signal gegeben, mit dem Aufladen aufzuhören, und mit dem Hinzu, was auf dem Wagen ist. Dennoch aber zähle ich noch dreißig, vierzig Wagen, die bereits halb und dreiviertelvoll im offenen Felde stehen. — Es ist zu spät!

Was jetzt kommt, ist das Werk von wenigen Minuten.

Der Wind entwickelt sich zum Sturm, und die grossen Tropfen, die bis jetzt fielen, vereinigen sich zu Herzböcken, die schräg über uns herniederstürzen. Aber auch das dauert nur 3-4 Minuten,

dann fängt es an zu hageln, und Schlossen von Haselnussgrösse prasseln dicht auf unsere Köpfe. In diesem Moment hören alle Töne der Zusammengehörigkeit auf, Jeder sucht sich nach irgend einer Richtung hin zu retten. Die meisten schieben sofort mit einer oder zwei gebeugten Armen über dem Kopf als Bedeckung gegen die Hagelkörner, dem nächsten Hof oder dem Wald zu rufen. Andere verkrühen sich unter einem Schirmel Armen am Boden. Dort ist eine Gruppe von Engländern und Schottländern, die sich im Kreis platzt auf die Erde geworfen, wobei jeder seinen Kopf unter dem Arm und Brust des anderen geschützt haltet. Offenbar war ihnen dieses Verhalten vom Kriege her eingeübt bei feindlichem Feuerüberfall. Klöpliche sehe ich, wie ein Russki in seinem halblohen Stiefeln bis an den Rand des Feldes springt, wo ein Fass steht, um Regenwasser zu sammeln. Er stürzt wie wild mit beiden Füßen in einen Sadz drauf los, kippt es um, und sitzt selbst darunter.

Die Pferde an dem Wagen, die nicht wegzufahren können, bäumen sich hoch auf und schlagen aus nach allen Seiten. Einige haben ihre Stenige zerissen und die Flucht ergriffen. Aber auch dem Mier mit dem Teewägelchen ist es jetzt zu heiss geworden. Er macht kehrt und reut dem nahen Wäldchen zu mit hochgestelltem Schwanz, und ich sehe noch, wie er über den Graben an der Landstrasse springt, um im Wald zu verschwinden, wobei Fackel und Garmellen in hohem Bogen in die Luft hinaus geschleudert werden. Und ich denke:

„Adieu, guter Tee!“

Aber auch für mich war jetzt hier, hinter dem Zaun keine Blicke mehr. Meine Wasserpump-Kameraden hatten längst das Weite gesucht und hatten mir trotz ihrer Halbintelligenz bewiesen, dass sie alle noch sehr gut springen konnten, wenn es sein musste.

Ich suchte Zuflucht unter einem noch leeren Wagen ohne Bespannung, der auf der Landstrasse stand. Indessen auch da musste ich wieder losziehen, denn obwohl von oben geschüttelt, sprangen wir nun von unten her, von dem noch harten Boden der Strasse, die Hagelkörner wie lauter Fellschüsse ins Gesicht. So blieb mir nichts anderes übrig, als meine Zuflucht auf dem ziemlich auffallenden "Hühnerhof" zu suchen. Indem ich mir den Rock über den Kopf ^{warf} zog, ~~zog~~ ich los. Als ich aber dort ankam, hatte es mit dem Hagel aufgehört. Hierher hatten sich die meisten geflüchtet und ich musste ihnen nun erzählen, was ich noch zu sehen behalten habe. Als sie dann die Kunde von der Flucht des Stiers, mit dem Tee, vernahmen, liess mancher seine Ohren hängen.

Noch etwa eine halbe Stunde standen wir abwartend und polandernd unter dem Vordach des Gehöftes, bis der Befehl kam: "Hei!"

Als eine geschlagene Krone gegen wir nach Hause, wo Vater Kellerhals jetzt mit grimmiger Miene bereits seine neuen Arbeitsdispositionen traf.

Mit Schwert & Sichel an der Broje.

Es war zwischen dem Knet und der Brute, als wir eines Nachmittags hinein fassen der Werkzeuge mit Handinstrumenten aller Gattung, ausgerüstet wurden. Alle Schwerter, Säbel, halbmeterlange Messer und Sichel.

Ich sah dieser Ausgabe nicht ohne gewisse Bedenken zu, denn heute wäre mit den Gefangenen in W. W. gewiss nicht gut Kirschenessen gewesen, und ich fragte mich, was wohl jetzt kommen.

Eine halbe Stunde später kam des Rätsels Lösung. Wir befanden uns wieder auf jenem riesigen Ackerfeld, wo ich am ersten Tage meines Aufenthalts im Witzwil, meinem ersten Unterricht in Landwirtschaft erhielt. Hier waren Kartoffeln angepflanzt worden, und die Stauden standen nun einen Meter hoch, aber auch das Unkraut hatte im wachsen mit den Pflanzen Schritt gehalten, ja dieselben sogar überflügelt. Und da es nun nicht möglich gewesen wäre dieses auszureissen, ohne zugleich die Pflanzen mit^{zuzern} auszureissen, musste dies möglichst mit unten abgehauen werden. Die Schwerter und Messer sollten heute also einer friedlicheren Absicht dienen.

Auf diesen Nachmittag, musste ich wiederholt an die Schilderung des langen Trips denken, die er mir von dem Breuen im Sommer in W. W. gab. Hierin hatte er wirklich nicht geffultert. Hauptsächlich da in unmittelbarer Nähe des Wassers, konnte man sich ihren haaren erschauen. Und es war schon so wie er sagte: "Dass sie einem nur gerade so ins Gesicht spötschen." Und heute war

eine Hochzeitsfeier, mit einer brisanten Hitze. Trotzdem schaffen die Leute tüchtig, in diesen ersten Nachmittagsstunden, als gälte es einen Witzkauf zu bestehen. Und in der Tat, so ganz ohne Grund war diese Hast bei ihnen heute nicht, denn alle brachten stumm, bis zu einem gewissen Zeitpunkt, an das Ufer der Braye zu kommen, denn sie wussten genau um welche Zeit, dass hier der grosse Rad dampfer, von Munk nach Hünzburg durchpassierte, von dem aus die Freunde den Gefangenen Schokolade, Orangen und Zigarren zuwarfen, denn das Schiffspersonal, machte die Freunde schon vorher darauf aufmerksam, dass sie auf ihrer Durchfahrt, vielleicht die Gefangenen von Witzwil bei der Arbeit zu sehen bekommen. Da hofft nun jeder, dass er der Glückliche sei, der dabei etwas ergattert.

Ich war also auf dieses Schauspiel vorbereitet und gespannt wie es ausfiel. Es war wirklich allen gelungen zur gegebenen Zeit das Ufer zu erreichen mit ihrer Arbeit. Der Braye-Kanal ist hier nur etwa 15-17 Meter breit, sodass es leicht ist, etwas aus Land zu werfen. Endlich kam der Dampfer ins Licht und fuhr langsam an uns vorbei. Für Minuten steht jetzt alle Arbeit still. Die Gefangenen schweilen grüßend ihre Hüften und winken mit ihren Taschentüchern. Jetzt werfen die Passagiere ihre bereitgehaltenen Gaben hinüber und es beginnt nun die freie Bolgerei, wie wir sie gewohnt sind zu sehen auf dem Lande, wenn eine Hochzeitskutsche von der Fronsberg kommend durchs Dorf fährt und Boubons unter und eine Schaar wartender Kinder wirft.

Das Ganze dauert nur wenige Minuten, und das grosse Ereignis des Tages ist für die Gefangenen von W.W. wieder vorüber. Aber es hat

ihnen doch wieder eine kleine lustige Aufregung gebracht, in ihrem monotonen Alltag, und bietet manchem wieder für die nächste Stunde einen Gesprächsstoff.

Der heutige Tag sollte uns aber noch ein anderes Erlebnis bringen, das meine Erinnerungen an W.W. noch bereichern sollte.

Wir waren soeben bei der Einnahme unseres Vesperbrotes, als einige von uns, auf der neuen Landstrasse, einige Velofahrer entdeckte, an deren Spitze ein Mann fuhr, der uns allen gut erkennbar war, an seinem unverwundlichen Tacklikappe. Jetzt wussten alle sofort, dass wieder ein Gefangener ab war, und seine Verfolgung eingesetzt hatte. Zwar ist in Witzwil ein eigener Polizist stationiert, mit einem gut dressierten Köhlermannhünd. Dieser aber hat sehr viel mit Vorführungen an die Gerichte zu tun, und er ist deshalb selten gerade zu Hause, wenn ein Gefangener das Weite gesucht.

In solchen Fällen nimmt dann die Direktion sofort nach Kenntniserhebung von der Flucht des Betroffenen, mit einigen gerade in und um die Anstalt weilenden Aufsehern die erste Verfolgung des Entflohenen auf. ~~Man~~ aber gerade nicht genügend aufseher da, dann beteiligen sich auch Vater Kellerhals persönlich an einer solchen Porforce jagd per Velo, was auch diesem Nachmittage der Fall zu sein schien. Bei Wärlingen, die das Territorium von W.W. noch nicht genügend kennen, oder studiert haben, besteht sehr oft die Möglichkeit, dass sie noch am gleichen Abend festgenommen und zurückgebracht werden können, denn diese fliehen zunächst immer zuerst in eines der Wäldchen von W.W. und verstecken sich dort, um erst bei eingebrochener Nacht die Grenzen von W.W.

zu überschreiten. Dann aber sind längst alle Zu- und Ausgänge gesperrt durch Wachen, ausserdem müssen am Abend nach der Heimkehr von der Arbeit, alle abkömmlichen Aufsehen und Meister die über ein Velo verfügen (und es hat deren fast jeden eines) sich an der Aufsuchung betheiligen. Eine Flucht von Witzwil, überhaupt aus Strafanstalten, wo die Gefangenen auf dem offenen Felde beschäftigt werden, ist an und für sich nicht besonders schwer zu bewerkstelligen, und es kommt deshalb überall und immer wieder vor, dass einer oder zwei drei zusammen die Flucht ergreifen, aber ihre Zahl ist total doch nicht so gross, als man unter den gegebenen Verhältnissen annehmen müsste. Ausserdem gelingt es nur höchst selten einem Entspringenen, sich länger Zeit dieser zweifelhaften Freiheit zu erfreuen, und es sind mir in dieser kurzen Zeit wo ich selbst Gefangener war, nur etwa 5-6 Fälle bekannt, wo es ihnen gelang ins Ausland zu entfliehen, und unter diesen waren zwei Deutsche und ein Österreicher, die einmal über der Grenze, für unsere Justiz, nicht mehr erreichbar waren.

Heute wissen die meisten Gefangenen selbst, dass die Chancen gering sind, sich dauernd dem Arm der Justiz zu entziehen, durch Flucht aus dem Gefängnis. Zudem sind die meisten die entfliehen, durch ihre prekäre Lage gezwungen, sich, um ihr Leben fristen zu können, sich eines neuen Schicksals schuldig zu machen und so noch eine weitere Strafe auf sich zu laden.

Kommt aber die Kunde zu den Gefangenen, dass es wieder

einmal einer doch riskiert hat, dann herrscht allgemein eine grosse Aufregung, und viele freuen sich diebisch darüber.

In Witzwil aber hat das seinen ganz besonderen Reiz, denn hier tritt jetzt sofort die Gilde der "Buchmacher" auf den Plan. Ja, in dort gab es richtige Buchmacher, wie auf den grossen Turffeldern, die ihre Netze abschliessen. Und auch da in W. W. florirte dieses Geschäft ganz mächtig, bei den Gefangenen. Es werden jetzt zahlreiche Netze abgeschlossen, ob sie den Flüchtlingen erwischt heute oder nicht, oder aber auch erst nach 4-5 Wochen u. s. w. Es wurden Netze in Bargeld abgeschlossen und solche in Stäbli. Einer aus der Riffengruppe teilte mir mit, dass er an diesem Nachmittage 530 Stäbli gezichnet bekommen habe an Netzen.

Nun ist ihnen der heutige Tag wie im Fluge vergangen, denn durch diese zwei kleinen Ereignisse, die ihr Denken in Anspruch nahen, haben sie die Zeit vergessen und fast alle sahen sich verwundert an, als der Ruf des Obermeisters ertönte: "Mer wai hei zu!"

Kommen sie nun nach Hause, so ist das Erste, dass sie in Erfahrung bringen wollen, wer der Entflohenen ist? Wie lange er noch hätte hier sein sollen u. s. w.

Als alle dem ziehen sie dann ihre Schlüsse und wägen sie die Chancen ihrer Netze ab. Die Hauptsache aber ist für sie, dass wiederum ein Tag vergangen ist, der ihnen Abwechslung und Unterhaltung gebracht hat. Tugend etwas, bringt ihnen aber jeder Tag, das sie eine Zeit lang im Banne hält.

Alpferher.

Ein grosser Tag, mit viel Aufregung, bringt den Gefangenen in Witzwil auch jedes Jahr die Nachricht, dass diese Nacht das Vieh zur Sommerung auf die Alp ziehe.

Die Austalt besitzt grosse Weiden oberhalb Bruttigen, im Berner Oberland. Dieser weite Weg aber bedingt, dass das Vieh von Gampelen aus per Bahn bis nach Bruttigen spediert wird. Neue Gefangenen, die dann das Glück haben die Herde bis auf die Alp zu begleiten, fühlen sich an diesem Tage wie im siebenten Himmel. Neue aber, die davor aussesehen sind, das Vieh den ganzen Sommer hindurch auf der Alp betreuen zu dürfen, rüsten sich an diesem Tage, als ob es gälte, Witzwil für immer zu verlassen. Grossmütig erteilen sie an ihre Freunde alle jene Schätze, die sie oft unter grossen Opfer von anderen erstanden haben, die ihnen zum täglichen Bedürfnis geworden, oder mit denen sie ihre vier kahlen Zellenwände geschmückt, denn das Vergnügen der Freude, einen ganzen Sommer lang, allein mit den Tieren und nur mit einem Meister in freier Höhe allein schalten und walten zu können, übermannt sie.

Sie bekommen Mehl, Zucker, Reis, Mohlkaroni und andere Viktualien mit. Milch, Butter und Käse haben sie oben, und können so ihre Mahlzeiten nach eigenem Belieben selbst kochen. Was für sie aber der Gipfel der Freude ist, sie

dürfen auf der Alp oben kubauchen, so viel sie wollen.

29

Und, dass es ihnen an diesem wichtigen Kraut nie fehlt, dafür haben sie schon gesorgt. Ausserdem kommen in dieser Zeit Kellerhals sen. und seine ^{Stube} abwechselnd einmal zu Besuch auf die Alp, und vergessen dabei nicht, einige Pakete Tabak mitzubringen.

Natürlich können nur gute Melker mitgehen, und an solchen ist in W. W. kein Mangel. Die Melker-^{Polizei}genossen die ständig, in den Spaltungen zu sein haben, geniessen auch in der Austalt selbst gewisse Vergünstigungen gegenüber den anderen Gefangenen. So erhalten sie unter anderem auch täglich zum Morgenkaffee, geröstete Kartoffeln.

In dieser Nacht des Alpaufzuges kann niemand schlafen in Witzwil. Es ist ein Hinderen auf dem grossen Platz vor der Austalt, wo das zum Transport bereitete Vieh aufgestellt wird. Erst am Morgen um 3 Uhr ist alles soweit, dass sich der lange Zug in Bewegung setzen kann, und jeder leucht gespannt in die Nacht hinaus, dem langsam verfliegenden Herdengekläue nach.

Dieselbe Freude herrscht dann im Herbst, bei ihrer Rückkehr, wenn man die vielen Jungtiere wieder sieht, die mit waren, und ^{die} neuen Kraftstolz und munter in ihre Winterställe eingehen. Eine Zeit lang war in jenem Jahre die Rede davon, Witzwil müsse evakuiert werden. Das hätte Vater Kellerhals fast das Herz gebrochen, und man sah ihn lange mit betrüblicher Miene einhergehen. Bagreiflich: W. W. war ja sein Lebenswerk.

Der Einsturz von Neu-Witzwil.

Witzwil hatte mit seinen damals circa 300-320 Gefangenen, (die Internierten nicht mitgerechnet) zu wenig Arbeitskräfte um das ganze Areal voll auszunützen zu können, es hätte für die doppelte Anzahl Leute Arbeit gehabt. Es war deshalb beschlossen worden, eine zweite Mauer, in einer Entfernung von circa 200 Metern, hinter der damaligen zu erbauen.

Dieses „Neu-Witzwil“, sollte aber mit einer fünf Meter hohen Ringmauer umgeben werden. Offenbar war diese Mauer als eigent. kleines Zucht haus gedacht, dessen Insassen dann erst nach der Verbannung der halben Straffzeit zur Landwirtschaftsarbeit herangezogen werden sollte, wo die Fluchtgefahr nicht mehr so gross war. —

Wer in der Regel ein eingepferktes Haus baut, der erstellt das Haus zuerst, und zäunt es erst nachher ein. Neu- die Witzwiler machten es umgekehrt, sie erstellten zuerst die riesige Ringmauer, deren Kosten allein 300,000 Franken verschlangen. Sie bestand aus dicken Eisengittern, die mit Beton ausgefüllt und umgeben wurden.

Es war noch vor dem Krieg, als längere Zeit ungünstige Witterung herrschte, als auch unsere Arbeitsgruppe zu diesem Bau abberufen wurde. Auch diese neue Mauer sollte restlos von den Gefangenen selbst erstellt werden, und es waren ständig gegen 80 Mann Gefangene dabei beschäftigt. Im Sommer 1918, als ich zu dieser Arbeit kam, war stand die Ringmauer vollendet da, bis an die grossen Gitterbore. Ebenso war bereits ein mächtiger Bau

fertig, der im unteren Teil Aufbewahrungsräume für verschiedenes enthielt, und zugleich als Remise diente. Der obere Teil aber, war als Getreidespeicher für Saatgut gedacht. Soeben ward der Dachstuhl von dem Zimmerleuten vollendet worden, und wir mussten die Kiegel zum decken hinaufbringen. Als auch diese Arbeit getan war, halfen wir mit Rollwagen das Aushebmaterial fortschaffen, auf dessen Boden jetzt mit dem Bau der eigentlichen Mauer begonnen werden sollte.

Obwohl ich nur Lini in diesem Fach bin, musste ich mich doch fragen, wie ein solch mächtiger Bau, auf solchem Grund, der aus nichts als gelbem Schotter und Sand bestand, einen genügenden Halt finden sollte, ohne dass Stöße eingemauert wurden.

Schon der kommende Herbst sollte meinem Zweifel bekräftigen. Gefangene vom Bauamt berichteten mir, dass der bereits erbaute Getreidespeicher jetzt schon bedeutliche Spuren einer Senkung aufweise. Im folgenden Jahre ist dann das Ganze eingestürzt.

Wie weit der Hauptbau noch weitergeführt wurde, weiss ich allerdings nicht. Gewiss ist nur: Der grosse geplante Bau von „Neu Witzwil“ kam nie zustande, und die Bernische Regierung hat dort, über Dreihunderttausend Franken verlost, mit dem begonnenen Arbeiten.

Allerdings — solche Kleinigkeiten, können sich ja die Berner leisten, aber nur die Berner, — denn nur sie haben ein Witzwil, ein Gefängnis, das Ringmauern von Millionen einbringt.

Wie diese zustandekommen, das wird der Leser am Schluss wohl selbst begreifen.

Ausser diesem Gelockelust, hat diese Bau aber auch noch ein anderes Opfer gekostet.

Es war im Herbst des gleichen Jahres als ich dabei arbeitete, als Kellerhals sen. zu uns auf den Dachboden der Austalt heraufkamen, wo ich mit dem Eiselnen von Wäsche Wringgetreue beschäftigt war, (denn ich arbeitete jetzt nur noch an schönen Tagen draussen, beim Kartoffel sortieren) und beichtete mit kreidenweissem Gesicht: Es sei soeben einer vom Bau zu hoch gestürzt, man müsse die Leiche waschen.

Diesen Unglücklichen, war einer jener Glücklichen, die den ganzen Sommer mit dem Vieh auf der Alpe waren, und der erst vor 14 Tagen wieder zurückgekehrt, um nun auf diese Weise Witzwil seinen Tribut noch mit dem Leben zu bezahlen.

Es war noch ein junger Mann, von etwa dreissig Jahren, und Vater einer Familie.

Aber von solchen Dingen, spricht man nicht zu einem Besuchen von Witzwil!

(Fortsetzung folgt.)